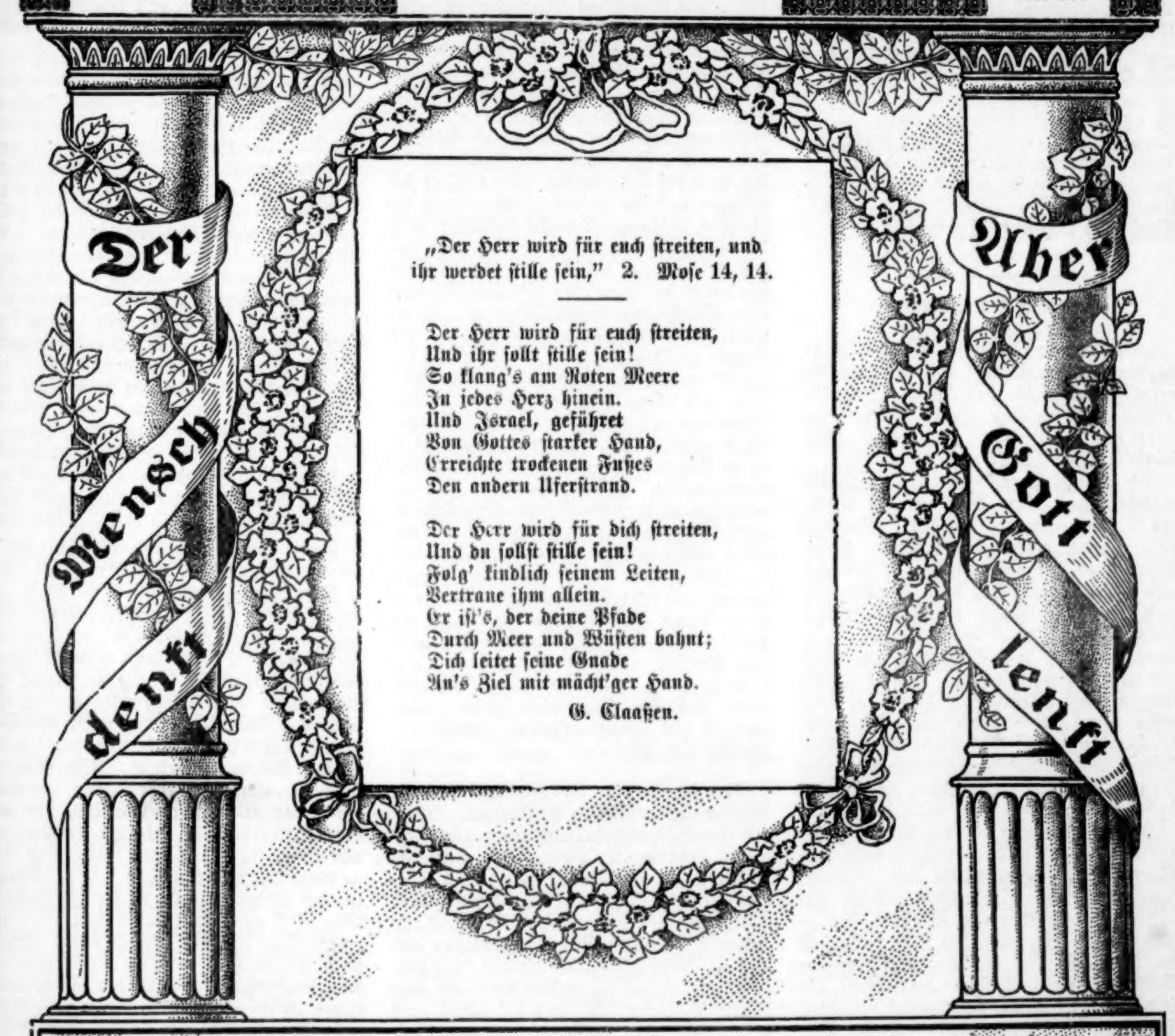Die Mennonitische Rundschau

Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist.

40. Jahrg. Scottdale, Pa., 14. November 1917. No. 46.



„Der Herr wird für euch streiten, und ihr werdet stille sein," 2. Mose 14, 14.

Der Herr wird für euch streiten,
Und ihr sollt stille sein!
So klang's am Roten Meere
In jedes Herz hinein.
Und Israel, geführet
Von Gottes starker Hand,
Erreichte trockenen Fußes
Den andern Uferstrand.

Der Herr wird für dich streiten,
Und du sollst stille sein!
Folg' kindlich seinem Leiten,
Vertraue ihm allein.
Er ist's, der deine Pfade
Durch Meer und Wüsten bahnt;
Dich leitet seine Gnade
An's Ziel mit mächt'ger Hand.

G. Claaßen.

Gott lässet Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutz des Menschen, daß das Brod des Menschen Herz stärke.

Trübsal.

Wenn Gott uns manchmal Trübsal schickt,
Auf unser Herz die Sorge drückt,
Wenn um uns alles dunkel scheint,
Das Auge Tränenbäche weint:
Dann flüstert Satan uns ins Ohr:
„Gib auf die Frömmigkeit, du Tor!"

Und oft wird dann der Geist so schwach
Und läßt im Kampf des Glaubens nach,
Vergißt, daß in der Trübsalsglut
Des Vaters Auge auf ihm ruht
Und wachet, daß die Hitze nur
Vertreib' vom Gold der Schlacken Spur.

Wenn so des Christen Blick sich trübt,
Und er sich fast verloren gibt,
Weil er vergebens ruft und weint
Und ganz von Gott verlassen scheint,
Dann flößt zur Linderung ins Herz
Der Herr sein Heilöl für den Schmerz.

Er ruft ihm zu: Verzage nicht!
Denn bald der Trübsal Tiegel bricht.
Dann wird dein Glaube echt und rein,
Bewährt wie Gold, erfunden sein:
Es ist das Leiden dieser Zeit
Nicht wert so großer Herrlichkeit.

Sal. Newski.

Prüfung des Glaubens,

„Auf daß euer Glaube rechtschaffen erfunden werde und viel köstlicher als das vergängliche Gold, das durchs Feuer bewährt wird, zu Lob, Preis und Ehre, wenn nun geoffenbart wird Jesus Christus" (1. Petri 1, 7).

Der Apostel Perus schrieb an vielgeprüfte Gläubige. Sein Brief ist die Epistel der Tränen genannt worden. Wie sehr er auch mit seinen vielgeprüften Lesern fühlen und mitleiden mochte, er bedauert und beklagt ihren Weg durch die Gluthitze und die tiefen Wasser der Trübsale dennoch nicht. Nein, vielmehr sucht er sie zu ermuntern, in den Trübsalen auszuharren und sich zu bewähren, denn die Prüfungen ihres Glaubens sind ihm für seine Leser von höchster Bedeutung. Er nennt die Prüfung „viel kostbarer" als die Prüfungen des Goldes, dieses kostbarsten aller Edelmetalle. Wir alle wissen, wie kostbar das Gold durch den Wert wird, der ihm in zivilisierten Ländern von den Menschen beigelegt wird. Sie durchwühlen Erde und Meer, scheuen weder Mühe noch Gefahr, setzen ihr Leben, ja ihre Ehre und ihr Gewissen ein, um dieses vergängliche Gut zu erlangen. Nicht allein das. Es wird auch der Maßstab ihrer Achtung gegen andere Menschen; sie ehren sie in dem Maße, als sie von diesem Metall besitzen und verachten sie, wenn es ihnen mangelt. Dieses Bild ist daher wohl geeignet, uns den Wert des Glaubens anschaulich zu machen. Gleichwohl bleibt es nur ein schwacher Vergleich, denn das Gold ist ein irdisches Gut, es kann der Seele nicht den mindesten Wert verleihen, ihr nicht eine einzige Tugend erkaufen. Der Glaube aber bereichert die Seele, er gibt ihr das Recht zum Besitz alles dessen, was einem unsterblichen Wesen das Kostbarste ist: den Trost des Evangeliums, das Heil in Christo Jesu, das ewige Leben. Das Gold aus der Erde ist bestimmt, zu vergehen; der Glaube stammt vom Himmel; er ist geistlichen Ursprungs, entspricht den Bedürfnissen der Seele und begleitet sie, bis sie zur ewigen Wahrheit durchgedrungen und aus allen Gefahren erlöst ist. Der Glaube ist um so kostbarer, als er die Quelle aller andern Gnaden Gottes ist, vgl. 2. Petr. 1, 5: „Reicht dar in eurem Glauben die Tugend, in der Tugend die Erkenntnis, in der Erkenntnis Enthaltsamkeit, in der Enthaltsamkeit Geduld, in der Geduld Gottseligkeit, in der Gottseligkeit brüderliche Liebe, in der brüderlichen Liebe allgemeine Liebe." Alle diese Christentugenden und Geistesfrüchte wurzeln im Glauben, daher spricht der Apostel auch besonders von der Prüfung und Bewährung dieser Tugend. Die Prüfung des Glaubens führt zur Bewahrung aller andern Gnaden und zur Vollkommenheit des ganzen Christenstandes. — Die Prüfungen des Glaubens sollen, wie die des Goldes, seinen Wert bestimmen und ihn zu dem höchsten Grad der Reinheit bringen. Der Schmelztiegel zeigt den Grad des Goldes, die Trübsale den des Glaubens. Glück und Wohlergehen werden in bezug auf den Glauben für viele eine Quelle der Selbsttäuschung. Wenn jemand von den äußeren Stützen des Reichtums, der Freunde, der Achtung seiner Mitmenschen, einer guten Gesundheit, kurz, von allem, was sein Herz und seine Neigungen erfreut und befriedigt, umgeben ist, so wird er schwer unterscheiden können, ob er sich auf diese Dinge oder allein auf Gott verläßt. Wenn ihm aber alles genommen wird, worauf das Herz sich so gern stützt, dann muß er andere Stützen haben, wenn er nicht zusammenbrechen, sondern stehen soll. Nun wird der Glaube erprobt und kann sich bewahren. Bleibt er nun bis ans Ende fest wie zuvor, dann weiß er, daß das Leben seiner Seele nicht ans Irdische geknüpft ist, sondern „daß seine Füße auf dem Felsen der Ewigkeit ruhen und sein Haus nicht fallen wird, weil es auf einen Felsen gebaut ist" (Matth. 7, 25.)

Aber der heißeste Schmelztiegel sind die inneren und geistlichen Prüfungen. Wenn das Gewissen uns anklagt, wenn uns Gott Seine erbarmende Liebe zu entziehen scheint und wir unter Schmerz und Tränen nur Seinen Zorn fühlen, dennoch aber Ihm vertrauen, von Ihm Hilfe und Trost erwarten und, je größer die Züchtigung und Not ist, desto fester und inniger Ihn umfassen, dann darf die geläuterte Seele nach solcher Prüfung sich ihres Glaubens und seiner Lauterkeit versichert halten. Diese Erfahrung haben viele Gläubige gemacht. „Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist Du doch meines Herzens Trost und mein Teil." „Und wenn Er mich töten wollte, so hörte ich nicht auf, Ihm zu vertrauen." Aber noch mehr. Wenn die Prüfung den Glauben beweist, so macht sie ihn auch zugleich immer reiner. Alle Gottesgnaden gehen vollkommen rein aus Seiner Hand, aber wir empfangen sie mit einem Herzen, in dem die Sünde wohnt. Daher im Glauben welche Kleinoder gar Ungläubigkeit, welche Schwachheit des Glaubens! Welch Vertrauen in die Geschöpfe, die mit Gott um unsere Liebe streiten! Wie vergebens suchen wir uns von den sichtbaren Dingen, die uns überall umflechten, freizumachen! Da wendet dann der Herr ein kräftigeres Mittel an Er wirft die Seele in den Schmelztiegel des Schmerzes und großer Trübsal und führt sie zu der äußersten Wahl, entweder unterzugehen oder sich auf Ihn zu verlassen. Wenn dann die Seele an die Stelle irdischer Güter und Begehrlichkeiten der Herr getreten ist, und die Seele an und in Ihm ihr alleiniges und völliges Genüge findet, kann der Glaube rein und lauter genannt werden,

Welche herrliche Aussicht zeigt der Apostel seinen Brüdern nach solchen Glaubensprüfungen! „Auf daß euer Glaube euch zu Lob, Preis und Ehre werde, wenn Christus geoffenbart wird." Das ist der Prüfung hoher Zweck. Sie soll für den Gläubigen eine Quelle der Ehre, des Lobes und des ewigen Ruhmes werden. Ein unwissender Zuschauer mag betroffen werden, wenn er das Gold ins Feuer werfen sieht; aber der, so es hineingeworfen hat, wird es nicht lassen, er weiß, welch ein kostbares Kleinod daraus hervorgehen wird. Ebenso der Gläubige. Er gibt sich in den Prüfungen Christo völliger und bleibender hin, sein Glaube wird gemehrt und geklärt, und was hier für Schmerz, Schande und Schmach gehalten ward, wird Lob, Ehre und Ruhm, und das Gold aus dem Schmelztiegel wird eine unsterbliche Krone sein.

Dieses Lob ist nicht Menschenlob, das so oft nur Schmeichelei und Betrug ist; diese Ehre ist nicht, was die eitle Welt also nennt, dieser Ruhm nicht der Ruhm des Stolzes hienieden, der sich aufbläht und vom leisesten Hauche kann vernichtet werden, sondern es ist die ganze Frucht der Prüfungen, die offenbar wird bei der Erscheinung Jesu Christi, wenn Er mit Seinen Heiligen verherrlicht offenbar werden wird. Welche Seligkeit! Alle Geheimnisse des Herzens werden dann enthüllt sein; vor allem wird Christus, der jetzt der Welt verhüllt ist, offenbar werden, und alle Dinge werden Seinen Glanz und Seine Gegenwart verkündigen, wie die Strahlen der Sonne das Ende der Finsternis. Wie wird es dann herrlich sein für die, welche Ihn lieben! Wo ist dann Verachtung, Spott, Haß, wo sind alle Schmerzen, die sie erfuhren? Nur die Erinnerung davon ist ihnen geblieben, und diese macht ihrer Herrlichkeit glänzender, ihre Seligkeit vollkommener. O herrlicher Tag, wenn wir dann „in Ihm erfunden werden" und von Ihm empfangen und Ihm geben mit allen Seinen Erkauften Lob, Ehre und Ruhm in Ewigkeit.

E. Merten.

Allianzbl.

Der Reiter auf dem roten Pferde,
Offb. 6, 4.

Der Reiter auf rotem Pferde erschien
Auf der Bühne des Weltgetümmel.
Die Zeit des Friedens war nun dahin,
Es dunkelte schaurig der Himmel;
Und Blitze leuchteten wetterschwer
Und fuhren ins große Völkermeer —
Es zagt der Völker Gewimmel.

Der Reiter erhielt ein großes Schwert:
Man rüstete hurtig zum Kriege.
Und Waffengeklirr man überall hört,
Auch Luftschiffe wurden nun flügge;
Und Riesengeschütze gar seltener Art
Wetteifern bis eines zum andern sich paart —
Die Völker sind trunken vom Siege.

Das Phon und die Autos, der Dynamit
Und tausend andre von Dingen,
Sie alle benötigt der Reiter, man sieht
Und hört nun die Sichel erklingen.
Und Millionen Bewaffneter schon,
Steh'n fertig und sprechen dem Tode Hohn.
Der Tanz mag nunmehr beginnen.

Und sieh, der Reiter zückt nun sein Schwert,
Daß Völker einander erwürgen.
Die Reiche sind gegen einander empört,
Ihr Blut fließt in Tal und Gebirgen.
Und hörst du ihr Stöhnen in letzter Not?
Es ist des Reiters Ernte — der Tod.
Es ward ihm gegeben zu würgen.

Bald ganz Europa sich wälzt im Blut,
Und Tränen fließen in Strömen.
Vernichtet wird überall Hab, und Gut.
Der Reiter kennt kein Versöhnen.
Und gierig schaut längst er auch über's Meer,
Und winkt schon Amerika hart und schwer.—
Willst du, o Land, ihn auch krönen?

J. W R.

(Durch ein Versehen war dies Gedicht verlegt worden, daher erscheint es erst jetzt, nachdem die Frage der letzten Zeile längst beantwortet ist. Editor.)

Lied.
(Von J. P. Penner)

Herr, du erhörst Gebet,
Du, der von ferne schon versteht,
Was Herz und Mund dir sagen will,
Sind Lipp' und Kehle noch so still.
Mehr, als was dein Geringster spricht,
Rührt auch des Engels Wort dich nicht.

Wer gleich dem Zöllner vor dir steht
Und um Erbarmungs-Blicke fleht,
Und dich mit Jakobs Kraft bezwingt;
Wer fleht für dich und für dein Reich, —
Dein Ohr dein Herz ist allen gleich.

O gib mir nun den reinen Geist,
Der Herz und Sinn der Welt entreißt,
Mich treu und heilig beten lehrt
Und zeugt in mir, ich sei erhört.
O Ursprung ew'ger Seligkeit!
Wenn dieser Trost die Seel' erfreut.

Der Krieg ein Gottesgericht.
(Aus Zionspilger.)

Haben wir uns nicht schon über uns selber gewundert, daß wir noch eine einzige vergnügte Stunde haben können? Jetzt geht ein Gericht über die Welt, so groß, wie seit der Sündflut keines da war. Es geht nach der Melodie: „In dem allem läßt sein Zorn nicht ab; seine Hand ist noch ausgereckt." Man möchte müde werden im Beten und im Hoffen. Wo fehlt's, daß es immer noch so weitergeht mit diesem entsetzlichen Morden und Blutvergießen, dessen Verantwortung jeder ablehnt und das doch alle fortsetzen! Keiner kann nachgeben, keiner will nachgeben. Jedermann sieht, daß nur ein Gotteswunder das Ende bringen kann, das gnädige Ende, ehe von selbst das Ende kommt, das schreckliche Ende. Wohl hat man früher manchmal gesprochen von einer „Welt voller Feinde;" aber so erschütternd wahr, wie das jetzt der Fall ist, haben wir es nie gedacht.

Und welche Entbehrungen bringt der Krieg mit sich! Wer früher einem Bettler trockenes Brot gereicht hätte ohne Butter, der hätte einen Korb bekommen; jetzt wissen die reichsten Leute, wie trockenes Brot schmeckt. Die Frauen mußten ihr Kupfergeschirr abgeben; nur die Raucher und die Brauer durften das ihrige behalten, offenbar weil Rauchen und Biertrinken wichtiger ist als Speisen Kochen und Hauswäsche Halten. Jetzt geht's den Aluminiumtöpfen ans Leben. Die Zinnpfeifen der Orgeln sind dem Dienste des Vaterlandes verfallen, und die Kirchenglocken müssen auch daran glauben. Das ist ein Gericht Gottes über den Hochmut des Menschen unseres Jahrhunderts. Der Spürsinn des Menschen ist jetzt aufs Zerstören gerichtet. Was er mit Aufwand von Geistes- und Körperkraft gebaut hat, das zerstört er jetzt mit einem noch größeren Aufwand von Geistes- und Willenskraft. „Ach, aus dieses Tales Gründen ist kein Ausweg mehr zu finden." Gericht über Gericht ist es, in das die Menschheit verwickelt ist, sagt „Licht und Leben."

Die Menschheit ist im Banne einer dämonischen Macht. Der Schlüssel zur Erklärung der Kriegserscheinungen, die auf uns drücken wie Bergeslast, liegt außerhalb dieser sichtbaren Welt. Wer in unserem Erdteil ersehnte nicht den Frieden? Wo ist eine Menschenbrust nicht erfüllt von der „immer gleichen leidenschaftlichen Friedenssehnsucht?" Und dennoch, niemand kann den Frieden schaffen. Alle Friedensverhandlungen sind gescheitert. Manche meinen, die Menschen haben nicht gewollt! Nein, richtiger ist es, zu sagen: Sie haben nicht gedurft. Der Fürst dieser Welt hat jetzt die Macht, und er gebraucht seine Macht, um die Menschen zu plagen mit siebenfacher Plage. Und er hat die Macht deswegen, weil wir Menschen nicht auf Gottes gute Gebote merken wollten. Wenn ein Mensch anhaltend und mit Bewußtsein das Böse tut, das heißt, wenn er das Böse tun will, dann räumt er dem Bösen den Einfluß auf sich ein. Der Böse setzt sich alsdann in dem Kernwerk des Menschen fest, in seinem Herzen und Willen. Erst wollte der Mensch das Böse tun, darnach muß er es tun. Das Beispiel ist Judas Ischariot. Was man dort am einzelnen Menschen sieht, das sehen wir heute an der ganzen Menschheit: Alle die Tausende unbegreiflicher Handlungen sind erklärlich; unerklärlich aber ist die schreckliche Gesamterscheinung dieses über alle Vorstellungen fürchterlichen Krieges, gespeist durch lauter Menschen, die sich verzehren vor Friedenssehnsucht — unerklärlich ist sie, wenn wir nicht annehmen, daß unsichtbare Mächte den Schlüssel zu Krieg und Frieden in der Hand haben. „Dem, der auf dem roten Pferde sitzt, ward gegeben, den Frieden zu nehmen von der Erde und daß sie sich untereinander erwürgten."

Wer will die Wahrheit dieser Darlegung bestreiten? Ist es aber so, dann sind jetzt die allerwichtigsten Menschen die, die dem Herzen des allmächtigen Gottes am nächsten stehen. Liegen die Schlüssel zu unseren Geschicken außerhalb dieser Welt, so haben diese Auserwählten wiederum den Schlüssel zum Herzen Gottes. Und dieser Schlüssel wird ergriffen in demütigem, gläubigem Gebet.

(„Evangel. Botschafter.")

Gott, der Lebendige.

„Gibt es einen lebendigen Gott?" Mit dieser Frage unchristlichen Zweifels wurde dem Bernhard von seinen Freunden so lange zugesetzt, bis er glaubte, damit fertig zu sein. Er war noch ein junges Blut von zwanzig Jahren, während viele seiner Parteigenossen erfahrene Männer waren; die mußten es also, dachte er, doch wissen. „Nein, es gab keinen Gott, welcher sich um den Lauf der Welt oder gar um einen einzelnen Menschen etwas kümmerte. Ein jeder konnte tun und lassen, was ihm gut dünkte; eigne Klugheit und das Streben nach Besserung auf allen Gebieten führten gewiß zu einem guten Ziele!" Aber auf diesem Wege, der ein Weg des Verderbens ist, ging es mit Bernhard erschreckend abwärts. Er war Feinmechaniker und kam eines Tages in das Haus eines reichen Herrn, an dessen Schreibtisch er das Schloß zu ändern hatte. Im Grunde war er mit seiner Lage sehr unzufrieden; und da die gehoffte Besserung seiner Verhältnisse bis jetzt nicht von statten ging, so eignete er sich in einem unbewachten Augenblick an, was ihm nicht gehörte. Das entwendete Geld wollte er zu seiner weiteren Ausbildung, die ihm notwendig erschien, benützen. Doch die strafende Gerechtigkeit entdeckte ihn, und das Streben des jungen Mannes endete mit Schmach und Schande im Gefängnis.

In den Tagen einsamer Haft, welche Bernhard nun beschieden waren, tauchte mit erneuter Heftigkeit die Frage in ihm auf: „Gibt es einen lebendigen Gott?" Durch einen treuen Geistlichen, welcher den Gefangenen oft besuchte und inniges Gefühl mit ihm empfand, klopfte Gott ernst-

lich bei ihm an. Er erfuhr zunächst, daß das Wort Gottes, welches ihm nahe gebracht wurde, und dem er sich glücklicherweise nicht verschloß, lebendig war, kräftig und schärfer denn kein zweischneidig Schwert, daß es durchdrang und schied Seele und Geist, auch Mark und Bein und war ein Richter der Gedanken und Sinne des Herzens. Er zog daraus den Schluß, welchen auch sein Gewissen bestätigte, daß der Allwissende auf bösem Wege ihn gefunden habe, ja, es gab einen lebendigen Gott! Zu ihm durch Buße und Glauben sich zu wenden, war das Beste, was er tun konnte; sein Herz erfuhr eine selige Wandlung, und die Gewißheit der Sündenvergebung fand darin Platz. O, es war gut, auf den Herrn vertrauen und sich nicht verlassen auf Menschen! Aber Bernhard, welcher sehr allein stand, brauchte nach dem betrübenden Vorgang auch wieder menschlichen Beistand, um in eine geregelte Tätigkeit zu kommen. Und siehe, es fehlte ihm darin nicht. Dankend nahm er an, was der Geistliche und andere christliche Freunde, welche ersterer heranzog, für ihn tun wollten. So merkte er mit Freuden, daß der lebendige Gott auch lebendige Werkzeuge habe, welche sich als hilfebringende Boten für arme Brüder sich in seinen Dienst stellten. Er erhielt durch freundliche Vermittlung eine gute Stellung in einer Fabrik, nachdem die alten Freundschaften und Beziehungen gänzlich abgebrochen worden waren. Zagenden Schrittes ging der Gerettete nach seinem Fehlgang wieder aufwärts; — es war ein neuer, lebendiger Weg, auf welchen er wandelte. Am meisten liebte er fortan den Spruch: „Das zerstoßene Rohr wird er nicht zerbrechen und das glimmende Docht wird er nicht auslöschen; er wird das Recht wahrhaftiglich halten lehren."

Als später eine gläubige Jungfrau sich entschloß, Bernhard die Hand zum Ehebund zu reichen, schien alles ausgeglichen, was sein Leben bisher erschüttert und bewegt hatte. Nur eine gewisse Mißachtung von seiten seiner Vorgesetzten und Mitarbeiter glaubte er noch zu fühlen;—er war in diesem Punkt besonders empfindsam. Mancher geringschätzende Blick, manches absichtlich gesprochene Wort drang ihm wie ein Stachel, der an die Vergangenheit erinnerte, ins Herz. Ob der lebendige Gott, der ihm zu seiner Wiederaufrichtung die treue Vaterhand gereicht hatte, auch hierin Wandel schaffen würde?

Eines Tages—es war im letzten Winter—fühlte Bernhard, welcher in der Nacht einen starken Influenza-Anfall hatte, sich sehr wenig wohl. Er wollte trotzdem ins Geschäft gehen, aber seine besorgte Frau meldete ihn krank und ließ es nicht geschehen. An diesem Tage ereignete sich in der Fabrik ein unvorhergesehener Zwischenfall. Mit großem Getöse stürzte in der Werkstätte, wo Bernhard zu verweilen pflegte, ein Teil der Decke ein und bedeckte seinen Arbeitsplatz mit Schutt und Steinen. Am Abend ließ der besorgte Fabrikherr nach dem Befinden des fleißigen Arbeiters sich erkundigen und ihm sagen, was sich zugetragen hatte. „Sie können Gott danken," sprach der Aufseher, welcher Bernhard bisher stets von oben herab behandelt hatte, den heutigen Auftrag aber selbst besorgte, „daß Sie durch eine wunderbare Fügung Ihre Arbeit unterbrachen; denn Sie wären bei dem unerwarteten Ereignis unfehlbar ums Leben gekommen!" Auch die Arbeiter der Fabrik empfingen einen eigentümlichen Eindruck davon, daß ihr braver Mitarbeiter unter Gottes sichbarem Schutze stehe, und änderten in der Folge ihr unfreundliches Benehmen gegen ihn. Er selbst aber, der so wunderbar Errettete, gedachte des Spruches: Der Herr hat Lust zum Leben; und sein Dank für alles was der Herr nach Seele und Leib an ihm getan hatte, stieg auf zum Himmel. M. L.

Br. Botschafter.

Für wie viel ist deine Seele feil?

Eine Anzahl junger Leute saßen eines Abends in einem Kaufladen und redeten über Dinge, die sie nicht glaubten, und ebenfalls über solche, die sie meinten, furchtlos tun zu können. Zuletzt sagte der Führer der Gruppe: „Was mich anbetrifft, bin ich willig, auf alle Vorteile, die durch Christus mir zukommen, auf immer zu verzichten für einen Fünfdollarschein." Ein Farmer, der anwesend war und die Gruppe überhört hatte, sagte: „Habe ich recht verstanden, was du gesagt hast?" — Der Jüngling wiederholte: „Ich sagte, ich sei willig, für einen Fünfdollarschein auf alle Vorteile, die durch Christus mir zufließen, Verzicht zu leisten." Der Farmer, der das menschliche Herz ziemlich gut kannte, nahm einen Fünfdollarschein aus seiner Tasche und gab ihn dem leichtsinnigen jungen Mann in die Hand. Nachdem Papier und Tinte da war, sagte er: „Mein lieber Freund, komm und schreibe, was ich dir diktiere mit deinem Namen darunter, dann ist das Geld dein."

Der junge Mann nahm die Feder und fing an zu schreiben: „In der Gegenwart dieser Zeugen, ich, A. B., verzichte für die empfangene Summe von fünf Dollars auf immer auf alle Vorteile —." Hier hörte er plötzlich auf, legte die Feder nieder und sagte mit einem gezwungenen Lächeln: „Ich nehme alles zurück, es war bloß Spaß." Er hütete sich die Zeilen zu unterzeichnen. Er wußte, wie gewagt ein solches Spiel ist. Sein Gewissen trug den Sieg über den übermütigen Leichtsinn davon.

Haltet an am Gebet und fangt bescheiden an.

Der selige Generalsuperintendent Büchsel erzählt aus seinem Amtsleben: Wenn auch nach und nach die Kirchen sich etwas füllten, so konnte ich doch keine Spur von einem wirklichen Erfolge finden. Den besseren Kirchenbesuch konnte ich nur auf meine täglichen Besuche der Schule und auf die Liebe der Kinder, die sich immer deutlicher zeigte, zurückführen, denn wer die Herzen der Kindr hat, gewinnt auch die Herzen der Eltern. Die Aufmerksamkeit während der Predigt nahm sichtbar zu, und der Schläfer wurden weniger, aber was hal[illegible] Hören, wenn alles blieb, wie es war? Der alte Küster und auch der wunderliche Dachdecker redeten viel vom Gebete. Zum Gebete hatte mich die Not und Angst bei der Ausarbetiung der Predigten getrieben und au chdie Sorge für meine eigene Seele, aber für die Gemeinde hatte ich bis dahin noch nicht ernstlich und treu gebetet. Ich nahm mir daher vor täglich für beide Gemeinden Fürbitte zu tun, aber mußte bald erfahren, daß mir dazu der Glaube und der Mut fehlte. Ich zweifelte wohl nicht an der Macht und Kraft des göttlichen Wortes und wußte auch, daß bei Gott kein Ding unmöglich sei; wenn ich aber das Treiben und Leben der Menschen in ihren Häusern ansah, wie jede Beziehung auf ein höheres Leben und jede Sorge um ein seliges Ende ihnen zu fehlen schien, so war ich zu verzagt, etwas so Großes zu bitten. Ich kam daher auf den Gedanken zunächst mein Gebet darauf zu richten, daß es mir doch möchte gegeben werden, das Herz eines einzigen zu finden und zu treffen. Bei dem einen aber dachte ich bald an diesen, bald an jenen und verlor die rechte Zuversicht aus diesem oder jenem Grunde. Endlich entschied ich mich dafür, den nächsten Nachbar zu wählen, den ich täglich vom Fenster aus auf seinem Hofe sehen konnte, und der im Grunde nicht schlechter und nicht besser war, als die übrigen Bauern.

Einige Wochen hindurch hatte ich das Gebet für ihn fortgesetzt und konnte bald fühlen, daß mein Interesse für diesen Mann und meine Liebe zu ihm zunahm. Wenn ich ihn dann aber wieder, wie das oft geschah, fluchen oder sich mit seinem Weib und Gesinde zanken hörte, oder wenn ich sah, wie er des Sonntagsnachmittags und bis spät in die Nacht hinein mit einigen Karten spielte oder auch zu diesem Zweck in den Krug ging, dann wurde es mir wieder sehr schwer, das Gebet fortzusetzen. Als ich einmal in der Predigt von dem Elende derer sprach, die in der Welt ohne Gott leben, und besonders den Jammer gottloser Eheleute beklagte, wie sie sich täglich gegenseitig plagen und quälen mußten, und wie der Satan seine Lust daran habe, den einen zu gebrauchen, um den andern recht unglücklich zu machen, und besonders auf die Folgen für die armen Kinder hinwies, da konnte ich sehen, wie meinem Nachbar das Wasser in die Augen trat, und so wenig es sich auch für einen reichen Bauer schicken mochte, in der Kirche zu weinen, so konnte er es doch nicht unterdrücken. Meine Hoffnung wuchs, und ich dankte Gott. Als ich aber von der Filiale zurückgekehrt war und am Nachmittag in meiner stillen Stube saß, hörte ich plötzlich einen großen Lärm, ich trat an das Fenster und sah, wie der Nachbar seinen Hirtenjungen schlug und dabei schrecklich fluchte. Die Frau kam dazu und wollte den armen Jungen retten, fing es aber so verkehrt an, daß der Tumult noch viel größer wurde. Ich war sehr niedergeschlagen

und kam schon auf den Gedanken, die Fürbitte für ihn nicht weiter fortzusetzen. [illegible] Abend ging ich ein wenig auf das Feld; mein Nachbar begegnete mir, und wenn er auch mir freundlich die Hand reichte, so konnte ich doch bemerken, daß er sich in meiner Nähe gedrückt fühlte. Er sprach von diesen und jenen Dingen und schien den Gang der Unterhaltung durchaus in seinen Händen behalten zu wollen. Meine natürliche Schüchternheit und auch wohl meine Jugend hielten mich ab, auf die Sache, die mir und auch wohl ihm im Sinne lag, einzugehen. Am Abend aber setzte ich mein Gebet fort.

Einige Zeit darauf hörte ich, daß er nicht mehr in den Krug gehe und auch nur noch selten Karten spiele; ich konnte auch sehen, daß es ihm eine wirkliche Freude machte, mir kleine Gefälligkeiten zu erweisen. Als einmal das Pferd, das ich zu reiten pflegte, in der Koppel auf der Weide war, und ich eilig auf das Filial zu einem Kranken gerufen wurde, wollte ich, obgleich es regnete, zu Fuß gehen; sobald er aber davon hörte, kam er an den Zaun, der seinen Hof von dem Pfarrhofe trennte, und rief mir zu: „Ich lasse anspannen und werde Sie fahren!" Es war in der Saatzeit, und bei seinem Eifer für die Wirtschaft brachte er mir kein geringes Opfer. Er fuhr mich selber, wohl auch besonders aus dem Grunde, daß ich dem Knecht ein Biergeld zu geben nicht nötig haben sollte, denn er wußte, daß meine Einnahmen sehr gering waren und sich montalich nur auf 10 Taler beliefen, die mir der alte Pastor gab. Ein Pastor tut sehr unrecht, wenn er die Liebe, die man ihm erweist, gering achtet, er muß dafür sehr dankbar sein. Für viele ist die Liebe zum Pastor eine Brücke zu der Liebe zum Herrn; nur muß er recht demütig bleiben. — Es war Herbst geworden, und die Abende waren schon ziemlich lang; da klopfte es einst spät an meine Tür, mein Nachbar war es, zum ersten Male besuchte er mich. Offenbar hatte er eine besondere Veranlassung, aber ganz nach der Weise der Bauern sagte er nicht was er wollte, sondern redete von Pferden und Kühen, von der Wirtschaft und den Kindern. Nach einer Stunde ging er; an der Tür sagte er endlich, daß er übermorgen wolle zum Abendmahl gehen, und mit bewegter Stimme fügte er hinzu: „Beten Sie für mich und meine Frau." Da zog ich ihn zurück und sagte ihm, daß ich es schon lange täglich getan hätte. Er seufzte tief auf und sprach: „Ich möchte auch gern selig werden, aber ich habe viel in meinem Leben gesündigt." Meine Freude war sehr groß, ich mußte mich besinnen, was ich antworten sollte, um nichts zu verderben. Ich aber war an dem Abende so glücklich und so dankbar gegen den Gott, der Gebete erhört, daß ich lange nicht einschlafen konnte.

Wer ist auf der Seite Gottes.

„Gnädige Frau, hier ist eine Einladung zum Offiziersball; er ist am nächsten Sonnabend." Frau E. zögerte, die Karte anzunehmen und ihre Stirn legte sich in Falten.

„Was ist los, Frauchen?" fragte ihr Gatte, der Hauptmann Estcourt im englischen Heere in Indien, der eben ins Zimmer herein trat und seine Frau erregt sah. Seine junge Frau, die noch schweigend überlegte, antwortete nicht. „Was ist's? fragte Hauptmann Estcourt wieder. Beide waren noch nicht lange verheiratet, und das war die erste Einladung, die die niedliche Frau Estcourt zum Ball erhielt. Ach, sie merkte heute nicht zum ersten Male, daß sie einen großen Fehler vor Gott gemacht hatte, als sie einem Manne aus der Welt die Hand gereicht zum Ehebündnis. Vor ihrer Verheiratung war sie zum Herrn und Heiland geführt worden; aber ach! sie hatte sich nicht hinlänglich vergewissert, ob der Mann ihrer Wahl eines Sinnes mit ihr war im Blick auf die ernsteste aller Fragen, im Blick auf Gott und Ewigkeit. Und nun, als er die Stellung in Indien bekommen hatte, fand sie, daß der Weg derer schwer und bitter ist, die zwei Herren dienen wollen. „Nun Jakob," sagte sie zu ihrem Manne, „du weißt, ich bin eine Christin. Ich habe Tanz und Theater aufgegeben, bevor ich dich heiratete. Und ich fühle es, auf irgend eine Weise muß jetzt ein Wendepunkt eintreten; ich werde diese Einladung absagen."

„Was! — Du willst den Ball seiner schönsten Tänzerin berauben?" sagte er lachend. „Das wirst du nicht tun! — Weißt du auch, daß der alte Hebich dort sein wird?"

„Jakob, das ist nicht möglich!" rief Frau Estcourt, indem sie von ihrem Sitze aufsprang. „Was, Mr. Hebich, der liebe alte deutsche Missionar, der treue Mann Gottes? Unmöglich!" —

„Ja, ja, eben dieser!" entgegnete Hauptmann Estcourt. „Es war ein prachtvoller Gedanke von Major Jackson, ihn einzuladen. Vor zwei Tagen hat man bei einer Gesellschaft alle aufgezählt, die Hebichs neue Ansichten teilen, und Jackson lachte über die „Jünger Hebichs" und seine „Hallelujah-Sänger." Er schrieb sich die Namen aller auf, von denen er wußte, daß sie bestimmt absagen würden. Da kam ihm plötzlich der Gedanke, den alten Gesellen selbst einzuladen. Und so schrieb er schnell eine Aufforderung: Die Offiziere des 2. Batallions ersuchen Sie u. s. w."

„Und Hebich nahm an?" fragte Frau E. begierig.

„So ziemlich! Ich war da, als seine Antwort kam, und du hättest Jackson sehen sollen, wie er dem alten Hebich so ausgezeichnet nachahmte und sich riesig freute, den Alten vielleicht auf dem Ball zu sehen."

„Nun, dann werde ich auch kommen," sagte Frau E. kurz, da sie den alten Hebich und seinen Zeugenmut in etwa kannte.

Der Ballsaal war geschmackvoll mit Fahnen und Blumen geschmückt. Die Regimentskapelle spielte und heiter und ungezwungen begann der Tanz. Während des zweiten Walzers trat leise, beinahe unbemerkt, ein großer breitschulteriger Mann mit einem langen Bart in den Saal. Er stand still und schaute ernst über das glänzende Schauspiel hin, Offiziere in Scharlach und Gold, Damen in hellen Gesellschaftskleidern, Lichter, die Musik, der feine Duft von Blumen, alles schwamm durcheinander und bot den Augen aller Beschauer ein anziehendes Bild. Nur zwei Augenpaare blickten mit anderen Gefühlen auf das Ganze.

Jetzt setzte die Musik aus, der Walzer war beendet und die Tänzer führten ihre Damen zu den Plätzen. Die Mitte des Raumes wurde damit leer, und in der Pause, die nun entstand, trat die mächtige Gestalt des Missionrs dorthin.

Der Lauf der belebten Unterhaltung stockte sofort, und alle Augen richteten sich auf den mächtigen Mann. „Das ist er, das ist er!" flüsterten alle. Aber keiner wagte ein Wort des Spottes gegenüber dieser ernsten und ehrwürdigen Erscheinung. Nun reckte Hebich seinen rechten Arm hoch über sein Haupt und rief mit lauter Stimme in den Saal hinein:

„Wer ist auf der Seite Gottes?"

Tiefes Schweigen! Und zum zweiten und dritten Male ertönte die Bestürzung erregende Frage: „Wer ist auf der Seite Gottes? Wer?" — Und die kühnen Augen unter den buschigen Brauen sahen die Anwesenden ringsum der Reihe nach fest an.

Eine geheimnisvolle Macht von oben schien auf die Tänzer gefallen zu sein, denn niemand rührte sich oder erhob seine Stimme gegen den kühnen Zeugen seines Herrn. So unerwartet war der Aufruf, der plötzliche Angriff traf so unvorhergesehen die Herzen der Feinde, daß die erbittersten Gegner machtlos waren und stumm blieben, und, wie sie später beklagten, unfähig waren, den Bußprediger an die Luft zu setzen.

Nach dem letzten Ruf entstand eine Bewegung inmitten einer Gruppe rechts, und zu seinem Erstaunen und Schrecken bemerkte Herr Estcourt, wie sich die zierliche kleine Gestalt seiner Frau erhob und totenblaß langsam durch das Zimmer schritt, um sich auf die Seite Hebichs zu stellen.

Mit erhobenem Kopf, wahrlich nicht als Kopfhängerin, stand sie da, sie, die jugendliche, bis dahin so zaghafte Zeugin des Herrn, die ihren Erlöser nun hier in einem Ballsaal frei bekennen mußte. So standen die beiden da, als die einzigen, die sich auf Gottes Seite stellten: der starke kühne Mann Gottes und die hellgekleidete schwache, zarte junge Frau.

Nun erhob Hebich noch einmal seine Stimme, um den Uebrigen allen in kurzen ernsten Worten den Ernst der Ewigkeit zu bezeugen und die Buße zu Gott zu predigen. Dann verließ er den Saal. Und einige Minuten nach ihm ging auch Frau Estcourt, von ihrem bestürzten Manne begleitet, nach Hause.

Es ist unnötig zu sagen, daß der Ball für die meisten „gründlich verdorben" war; doch für einige war es auch ein ern-

ster Abend der Entscheidung zum Heil. Und alle werden sich in der Ewigkeit noch jenes Zeugnisses Gottes erinnern, wenn auch, wie zu fürchten ist, nicht alle am Orte der Seligkeit.

Frau Estcourt aber hatte für immer gelernt, daß man nicht zwei Herren, die so sehr einander entgegengesetzt sind, wie Gott und Welt, zu dienen vermag. Sie nahm hinfort treu und klar ihren Platz neben den Gläubigen ein, um als Kind Gottes mit den Kindern Gottes die Schmach des Herrn zu tragen und freudigen Herzens mit ihnen Gott zu dienen und Jesum Christum, seinen Sohn, aus dem Himmel zu erwarten. — Sie ist nun schon lange daheim in der Herrlichkeit ihres Erlösers.

Denkst du nun, mein Leser, daß Frau Estcourt es je bereut haben wird, in jener Nacht offen und frei auf Gottes Seite getreten zu sein? Wahrlich nicht. Aber sage, hättest du an ihrer Stelle den gleichen Mut gehabt? — Und auf welcher Seite stehtst du jetzt heute noch? — Auf der Seite Gottes oder der Welt? — Wo endet dein Weg? — Ist Jesus Christus, der Gekreuzigte, der nun zur Rechten Gottes thront, aber in der Welt verworfen ist, dein Erlöser und Herr? — Dann huldige ihm! — Brich völlig mit der Sünde und Welt und folge ihm nach!

(Der Kirchenbote.)

Vereinigte Staaten

California.

Los Angeles, California, den 27. Oktober. Zuvor einen Gruß in Liebe von uns samt Kindern und die Nachricht, daß wir alle gesund sind. Und dieses wünschen wir euch auch von Herzen. Ja, ich möchte euch noch gerne einmal sehen, ehe wir unsere Augen auf dieser trüben Welt schließen. So wie auch unser Bruder nur 14 Tage krank gewesen ist. Er wird am Anfang vielleicht auch nicht an Sterben gedacht haben. Er hat hier viel gelitten, ist nun aber dort, wo er auf ewig frei ist von allem Leiden, wo er ruhen wird, bis wir ihm folgen.

Ja liebe Geschwister, wie froh war ich, als ich nachhause kam und dann Franz Harder in meiner Stube reden hörte. Die Freude war groß, aber als er wegfuhr, war das Scheiden umso schwerer. Vielleicht sehen wir uns nicht mehr wieder; aber so wollen doch einander lieben und uns gegenseitig mehr schreiben. Mit einander sprechen können wir nicht mehr, aber schreiben, das können wir doch, daß wir einer vom andern erfahren wie es um uns steht und wo einer in der Familie krank ist, daß es einem nicht so unverhofft vorkommt, wie mit unserm Bruder Franz. Das hat mich so betrübt, ich spüre den Abschieds- Händedruck noch in meinen Händen. Johann Harder sagte, wir müssen alle sterben. Ich sagte: Ja, viele Menschen sind im Leben tot. Wenn der Mensch keine Liebe zum andern hat, so ist er tot. Aber solange die Liebe noch ist, lebt er in Gott; wer aber den Nächsten nicht liebt, liebt Gott nicht. Gruß von

Peter und Anna Harder.

Unsere Adresse ist: R 1.18 W. 89 St. Los Angeles, Cal.

Minnesota.

Mountain Lake, Minnesota, den 1. November 1917. Lieber Br. Wiens! will gelegentlich etwas von hier berichten. Hier herrscht gegenwärtig Herbstwetter. Schnee haben wir keinen, Es hat seit mehreren Tagen nach Schnee ausgesehen, aber es sind vielleicht nur die entleerten Wolken, die aus dem Norden hier auftauchen. Mit dem Mais Pflücken ist begonnen worden. Die Aehren sind ziemlich fest am Stroh. Das meiste Corn ist auch nicht recht reif geworden ehe es den Frost erhielt. Die Farmer zahlen sechs bis acht Cent für das Buschel „husken".

Heute findet hier in der ersten Mennoniten Kirche Begräbnis statt. Die Leiche kam hier gestern von Devils Lake, N. Dakota an. Es ist ein Jüngling des Namens Peter Harder, der dort vom Zuge getötet worden ist. Es ist solches gewöhnlich ein plötzliches Abscheiden. Das Wie oder Wo wir von hier genommen werden, sollte uns beiweitem nicht die meiste Sorge machen, sondern: wie wir unserm Schöpfer zu begegnen haben werden. Wir wissen nach der Schrift, daß Andreas nicht über besondere Fähigkeiten verfügte, er führte aber Simon zu Jesu, Joh. 1, 41: Wir haben den Messias gefunden. Sollten wir denn als Christen nicht imstande sein, persönliche Arbeit zu tun?

Seit ich von Montana hier hergekommen bin, sieht es mir so ungewohnt, wenn ich hier viele Tabak rauchen sehe. Wir, die wir vorgeben, die rechte Religion zu haben und den Lehren derselben gemäß zu leben trachten, sollten solches ablegen. Wenn die Raucher wüßten, welchen Eindruck es auf die Nichtmennoniten macht, wenn sie sich das Rauchens enthalten, so würden sie zu gerne der Zigarren entsagen. Dort bei Chinook sind die Mennoniten bekannt als solche, die nicht rauchen, noch den Namen des Herrn mißbrauchen. Ein alter Ansiedler in Montana sagte, er kenne die Mennoniten, daran, daß sie nicht Tabak rauchten.

Beiliegend sende ich einen Dollar für die Rundschau und bitte, meine Adresse von Chinook, Montana nach Mountain Lake, Minnesota, zu ändern. (Danke für den Dollar. Die Adreßveränderung wird gemacht werden Ed.)

H. G. Wall.

Nebraska.

Hampton, Nebraska, den 28. Oktober 1917. Werter Editor und Leser! Ich will mal wieder etwas von hier berichten. Den 14. Oktober war in der M. B. Kirche Erntedankfest und Liebesmahl, und in den nachfolgenden Tagen wurden Konferenzsitzungen abgehalten. Es waren recht viele Gäste aus verschiedenen Gegenden gekommen. In den Predigten wurden recht zeitgemäße Themata verhandelt. Am Montag wurde die „Wehrlosigkeit" von Heinr. Voth, Minnesota und Abr. Schellenberg, Kansas, klargelegt laut heiliger Schrift. Da das Wetter und die Wege gut waren, so hatten wir sehr gute Versammlungen. Es waren mehrere Autos von Oklahoma gekommen. So, wie sie sagten, reist es sich wohl besser per Auto als per Bahn, Bis jetzt sind wohl alle Gäste wieder daheim außer einer Familie, Harms von Oklahoma, die noch hier sind. Sie kamen von Süddakota und sind auf dem Heimwege.

A. J. J. Regier und seine Partie, welche per Auto nach Lake Charles, Louisiana, fuhren, sind wieder daheim. Sie berichten, eine gute Zeit gehabt zu haben; auch hat die Reise ganz gut gegangen, aber der Weg ist doch etwas lang. Die Ansiedler sollen dort nach Verhältnis gut zufrieden sein und Reis soll eine gute Ernte geben.

Hier bei uns sind wir jetzt bis zur Cornernte. Sie wird besser ausfallen als es zuerst aussahe, d. h. wo der Hagel nicht getroffen hat. Auf Stellen gibt es auch gar nichts.

In letzter Zeit hat es hier wieder einige Unglücksfälle durch die Autos gegeben, oder richtiger: durch das Fahren mit den Autos. In einem Fall gab es einen Toten und im andern einen Toten und etliche Verwundete. Ich glaube, man sollte doch vorsichtiger sein beim Fahren, dann dürfte so etwas nicht so oft vorkommen.

Das Wetter ist bis jetzt schön gewesen, nur hatten wir viel Sturm; einen Tag kam er aus dem Süden und einen aus dem Norden, Letzte Woche hatten wir einige kleine Regen, heute gibt es etwas Schnee, ist auch ziemlich windig und kalt. Hoffentlich wird es wieder schön, denn hier ist noch viel Arbeit, ehe man fertig ist für den Winter.

J. J. Wiens.

Oklahoma.

Fairview, Oklahoma, den 2. November 1917. Werter Editor und Leser der Rundschau! Gruß zuvor. In der Natur ist es in letzter Zeit recht stürmisch und trocken gewesen, und ein schöner Regen wäre erwünscht.

Es waren recht viele Gäste von hier nach Korn, Oklahoma, zu Konferenz der Mennoniten Brüdergemeinde gefahren. Fest und Konferenz verliefen im Segen. Das große Zelt, welches wohl bei dreitausend Personen faßt, war am Sonntag überfüllt. Die Kollekte für Aeußere Mission betrug über $700.00. Es sind wohl alle wieder zuhause. Auch haben manche Konferenzgäste von Kansas auf ihrer Heimreise hier angehalten um Freunde und Verwandte zu besuchen.

Am 24. Oktober feierte Br. J. M. Hein mit Schwester Lydia Früchting ihre Hochzeit im Hause der Eltern der Braut. Schwester Frid Kusch ist schon mehrere Wochen krank im Bett. Sonntag morgen starb die Gattin des Br. Emil Franz

und wurde Dienstag, den 30. Oktober, begraben. Sie war etwas über 28 Jahre alt. Sie hinterläßt einen tiefbetrübten Gatten und drei kleine Kinder. Das Baby ist erst vier Wochen alt. Es ist doch immer traurig, wenn so eine junge Mutter von der Familie wegstirbt. Gott tröste und segne die liebe, trauernde Familie!

Br. David Karber ist leidend und sucht bei einem Arzt in Wichita, Kansas, Hilfe. Hoffentlich wird er in seiner Hoffnung nicht getäuscht werden, sondern findet die gewünschte Hilfe. Auch Schreiber dieses ist leidend und gedenkt nächste Woche nach Enid, Oklahoma, zu gehen — auf vier bis fünf Wochen — um sich behandeln zu lassen.

Mehrere von Boyd und Gray, Oklahoma, waren hier zum Begräbnis der Schwester Franz, worunter auch unsere Kinder D. A. Martens waren.

In unserer Stadt Fairview wird jetzt eine große Hochschule gebaut, wozu die Stadt für die Bond Ausgabe zum Betrage von $30,000.00 gewählt hat. Auch wird ein neues, zweistöckiges Bankgebäude gebaut. Beide Bauten tragen viel zur Verschönerung der Stadt bei. Alles gut, nur der schreckliche Krieg bringt viel Herzeleid. Gott möchte demselben ein Ende machen, ist unser Gebet.

M. M. Just.

Canada.

Manitoba.

Steinbach, Manitoba, den 1. November 1917. Da ich schon oft gedacht habe, einmal einen Bericht an die Rundschau zu schreiben, und ich heute durch das Wegfahren unserer Tochter Maria gebunden bin drinnen zu bleiben, so werde ich diese Gelegenheit wahrnehmen und etwas schreiben. Die Ursache, daß ich mich im Hause aufhalten muß, ist daß meine Frau bald 12 Wochen krank ist und noch immer nicht wesentlich bessert. Manchmal meinen wir auch, daß es ein wenig besser, dann auch wieder nicht. In letzter Zeit hat sie es oft enge mit der Luft, besonders nachts, ganz besonders wenn der Schlaf eintritt, weshalb sie oft nicht schlafen kann. Am Tage ist sie übrigens noch meistens im Schaukelstuhl und hat ihre Beschäftigung mit etwas Näh- und Strickarbeit. Wir andern sind gesund.

Mit Prediger Peter Löwen wird es den Berichten zufolge, langsam weniger, und er hat oft große Schmerzen an seinen Füßen, so auch auf Stellen, die durch das Liegen in Mitleidenschaft gezogen werden. Sie bedürfen alle Beide, denn auch Frau Löwen hat ein großes Kreuz, sehr der Fürbitte anderer. Sonst kann ich aus dem Bekanntenkreise nicht von Krankheit berichten, dennoch wird so mancher sein liebes Kreuzchen haben, wo der Glaube sehr not tut. Doch haben wir ja ein kräftiges oder festes, prophetisches Wort, und tun sehr gut, wenn wir darauf achten als auf ein Licht, das da scheinet in einem dunkeln Ort, bis der Tag anbreche und die Dunkelheit Licht werde. Doch frägts sich oft mit dem lieben Dichter:

Wo ist der Weg, den ich muß geh'n?
Es gibt der Weg' so viel usw.

Möchte der liebe Gott allen Kämpfern gnädig sein, daß sie die unverwelkliche Krone erlangen! Denn laufen tun viele, aber einer erlanget das Kleinod, da ist es dann kein Wunder, unter all den Gefahren seufzend einzustimmen: Doch das Laufen macht mir bange und der Kampf währt mir zu lange usw. Doch können wir ja dankbar sein, einen Erlöser zu haben, der versucht ist, gleich wie wir, und der seines Vaters Willen gehorsam war bis zum Kreuz oder bis zum Tode und selig machen kann alle, die ihn anrufen, ja alle, die ihn mit Ernst darum anrufen und aber auch willig sind, in seinen Fußstapfen unter Verachtung und Schande ihm demütig nachzufolgen.

Das Wetter sieht wieder etwas schöner, möglich, daß der so ungewöhnlich frühe Schnee noch auftaut, denn der Winter ist hier so schon immer so lang.

Möchte doch der liebe Gott den Jünglingen und jungen Männern Kraft und Beistand geben, ihre Gewissen unbefleckt zu erhalten dort in den Camps, denn wie es sich hörte, sind die Versuchungen dort verschiedener Art! Ja möchte doch der so unrechte Krieg bald ein Ende haben; aber, möchten doch vor allen Dingen, wenn auch schon durch den unrechten Krieg, Seelen aufwachen, Buße tun und sich bekehren, und möchten auch wir, oder solche, die da glauben, durch solche Ereignisse angespornt werden zu wachen und bereit zu sein, den Hausherrn zu irgendeiner Zeit zu empfangen! Grüße an alle Freunde und Geschwister, wo immer sie alle wohnen mögen, und eine Bitte um Briefe.

Peter R. und Susanna Reimer.

Alberta.

Swalwell, Alberta, Canada, den 1. November 1917. Mit freundlichem Gruß an Editor und Leser der Rundschau!

Seit dem Lesen in der 24. und 25. Nummer der Rundschau von dem merkwürdigen Siebensystem des Evangeliums Matthäi, war ich angeregt über die darin enthaltene Frage und Antwort von siebenmal und siebenzigmal siebenmal mehr als je zuvor nachzudenken und folgedessen auch unter andern die untenstehenden Verse entstehen zu lassen. Zuvor jedoch noch ein kurzer Bericht von unserm Befinden.

Wenn Moses vom menschlichen Leben als siebenzig Jahre schreibt, und wenn es hoch kommt, es auch achtzig werden, so erreichte mein Vater nahe die letzte Zahl, und die Jahre meiner guten, lieben Mutter waren sogar zwölfmal sieben. Die Eltern meiner lieben Gattin wurden weniger alt: Vater Warkentin neun undsechzig, und die Mutter nur fünfundfünfzig. Wir als deren Kinder befinden uns schon auf der letzt erwähnten hohen Stufe. Meine Jahre sind bald elfmal sieben und die meiner Gattin um achtzehn Monate weniger. Seit schon vier Jahren war die Zeit unseres glücklichen Ehelebens, in welchem wir Freude und Leid geteilt, schon siebenmal sieben Jahre, in welchen uns zwölf Kinder geboren wurden, wovon sieben uns in ihren Unschuldsjahren vorangegangen in die frohe Ewigkeit, um mit Unschuld dort zu prangen, angetan mit Herrlichkeit.

Dieweil es meist die Erstgebornen waren, die uns starben, und zwei unserer noch lebenden Kinder, die einzige Tochter und ein Sohn, noch unverheiratet sind, ist die Zahl unserer Enkelkinder nur erst auf achtzehn gekommen, wovon das älteste, ein Sohn, zwanzig Jahre zählt und auch schon unter zwanzig mehr oder weniger andern Jünglingen an diesem Ort zu den ganz besondern Sorgenkinder der Jetztzeit gehört. Wiewohl sie sich sämtlich zu unserer wehrlosen Lehre bekennen und erklärt haben, und demgemäß auch der Militärbehörde ihr Entlassungsgesuch von Einziehung zum Kriegsdienst einreichen, wovon wir uns günstigen Erfolg versprechen, da die hiesige Behörde in Calgary unsern Deputierten die wir in Angelegenheit der Sache hingesandt; die beste Vertretung zugesagt hat. A. Klassen und Sohn und P. P. W. Toews waren die Brüder. —„Dann habe ich ja die rechten Männer vor mir," sagte der Beamte, denn ein Klassen und ein Toews waren auch bei den Deputierten in Ottawa Anno 1873." Die damals gewährleistete Freiheit werde respektiert. —

Nun zum Beschluß die oben erwähnten Verse:

Laß mein Fleh'n, Herr, vor dir taugen,
Mein Weg sei vor deinen Augen,
Daß er wohlgefällig dir.
Hab' wie David ich auch Feinde,
Schaffe sie mir um zu Freunde,
Mach' zufrieden sie mit mir!

Feindeslieb' und Freundestreue
Hilf' mir üben stets auf's neue,
Laß mich stets friedfertig sein!
Dein ist, Herr, Gericht und Rache,
Darum laß ich jede Sache
Der Vergeltung dir allein.

Peter Toews.

Ein Gleichnis.

Einst ging ich im Winter durch den Eichenwald und sah die welken Blätter noch so fest an den Zweigen sitzen. Der Wind heulte durch den Forst, aber die Eichen entblätterte er nicht. Als aber der Frühling in das Land kam, und die Sonne die neuen Triebe weckte, da stießen die schwellenden Knospen des jungen Grüns die alten welken Blätter ab, und schmückten den Baum mit neuer Pracht. Da stand ich und schaute das Gleichnis und sprach bei mir selbst: die Sonne ist stärker als der Wind, und die Frühlingsstrahlen des Evangeliums sind stärker als die Sturmwinde des Gesetzes und des Gerichts, und das neue Leben des Geistes ist stärker, als die welken winterlichen Blätter der alten Adamsnatur.

Die Mennonitische
Rundschau
Herausgegeben vom
Mennonitischen Verlagshaus
Scottdale, Pa.

Entered at Scottdale P. O. as second-class matter.

Erscheint jeden Mittwoch.

Preis für Amerika $1.00; für Deutschland 6 Mark; für Rußland 3 Rbl.

Alle Korrespondenzen und Geschäftsbriefe adressiere man an:
C. B. Wiens, Editor.
MENNONITE PUBLISHING HOUSE
Scottdale, Pa.

14. November 1917.

Editorielles.

— Fällt euch Reichtum zu, so hänget das Herz nicht daran; Psl. 62, 11.

— Denn wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz, sagt der Heiland in Matth. 6, 21. Um das Herz nicht an Reichtum zu hängen, müssen wir einen bessern Schatz haben als diesen.

— Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit; so wird euch solches alles zufallen, Matth. 6, 33. Wenn die Gewinnung des Reiches Gottes unsere erste Sorge ist, werden wir einsehen lernen, wie wenig irdischer Besitz wert ist im Vergleich mit demselben.

— Irdischer Besitz ist gut und hat seinen Wert; aber wenn er überschätzt oder verkehrt angewendet wird, kann der Segen, den er uns bringen soll in Unsegen verkehrt werden. Statt daß man durch ihn mehr unabhängig wird, wie gewöhnlich angenommen wird, und was bei richtiger Wertschätzung und Anwendung desselben auch der Fall ist, wird man dadurch gebunden und sogar zum Knecht desselben.

— Die deutschen Familienkalender werden in kurzer Zeit fertig sein und, soviel wir Bestellungen dafür erhalten haben, verschickt werden. Leser, welche ihre Unterschrift auf die Rundschau erneuert haben und zu einem Kalender berechtigt sind, werden solchen dann auch erhalten, wir haben uns nämlich ihre Namen und Adressen notiert. Sollten aber einige übersehen werden, so bitten wir, uns Nachricht zu schicken. Man warte aber noch einige Wochen damit. Eben ist auch ein neuer Bücherkatalog fertiggestellt, und weil verschiedene der Bücher, die im vorjährigen Katalog verzeichnet sind, ausverkauft und nicht mehr zu haben sind, ersuchen wir alle, die Bestellungen machen wollen, uns um einen Katalog zu schreiben, der frei zur Verfügung steht.

— „Neuerdings," so lesen wir in einer Zeitschrift, „nimmt man mehr Rücksicht auf die Gefühle solcher gefangenen Verbrecher, die gewöhnlich auf ihrem Transport auf der Eisenbahn oder durch die Straßen an einen Polizeibeamten angeschlossen werden, und gibt ihnen lieber einen Handkoffer in die Hand, den man daran mit Handschellen befestigt. Da die Handschellen von den Rockärmeln verdeckt werden, hat solch ein Gefangener ganz das Aussehen eines gewöhnlichen Reisenden; aber das Tragen des Handkoffers ist ihm keineswegs eine angenehme Sache, da derselbe mit Ziegelsteinen gefüllt ist, also an den Handgelenken mehr oder weniger zieht." So geht es allen, die noch in der Knechtschaft der Sünde leben. Aeußerlich mag es so scheinen, daß sie freie Leute sind; aber sie sind trotzdem nicht frei und müssen dem folgen, der sie gefangen hält.

— In Brooklin wollte ein Anarchist Bürger werden! Dabei tat er sich aber recht groß mit seinem Anarchismus. „Wohlan," sagte der Richter, „Wenn Sie Anarchist sind, können Sie nicht Bürgereid leisten und also nicht Bürger werden." — Das leuchtet jedem ein, der da weiß, daß die Anarchisten jede Obrigkeit, jedes Gesetz und jede Ordnung verwerfen; denn ein Bürger muß das Gesetz respektieren und der Obrigkeit untertan sein. Der Mann konnte also nicht Bürger werden, solange er nicht seinen Sinn änderte. Dabei sehen wir doch aber viele, die vorgeben, Himmelsbürger zu sein, den Gesetzen des Himmelreichs aber Hohn sprechen und es mit ihren Reden und Tun beweisen, daß sie nicht von ihrem bösen Wesen lassen wollen. Widersprach sich in jenem Falle die Handlungsweise und Rede des Anarchisten mit seinem ausgesprochenen Wunsch Bürger zu werden, so ist in diesem Falle das Vorgeben ein Himmelsbürger zu sein und dabei die Gesetze des Himmelreichs zu verachten, erst recht unvereinbar.

— „Ein jeder Nachfolger Jesu ist berufen", heißt es in der „Ev. Zeitschrift," „ein Arbeiter im Weinberge des Herrn zu sein. Wer den Herrn gefunden und mit ihm wandelt, empfängt von dem Geiste der in dem Herrn sich offenbarte. Jesus war ein Arbeiter, der sagen konnte: „Mein Vater wirkt bisher und ich wirke auch." „Ich muß wirken die Werke deß, der mich gesandt hat, so lange es Tag ist; es kommt die Nacht da Niemand wirken kann." „Der Vater aber, der in mir wohnet, derselbige tut die Werke." Er erklärt seinen Jüngern am Jakobsbrunnen: „Meine Speise ist die, daß ich tue den Willen deß, der mich gesandt hat und vollende sein Werk." Sind wir durch den Glauben an Jesus, Gottes Kinder geworden, dann fühlen wir geistlich getrieben zur Arbeit und nichts ist uns lieber, als Gottes Willen zu tun. So hat Paulus nach seiner Bekehrung, d. h. nachdem er den Herrn erkannt und an ihn geglaubet hat, sofort gefragt: „Herr, was willst du, daß ich tun soll?" Und nachdem er wieder sehend geworden und mit dem heiligen Geist erfüllet war, ging er an die Arbeit der Seelenrettung, denn die Liebe Christi drang ihn. Diesen Drang soll jeder Christ fühlen, obschon das nicht gerade bedeuten mag, daß man unter die Heiden in fernen Ländern zu gehen berufen ist. Zunächst soll man's machen wie die Samariterin, welche in die Stadt lief und den Leuten zurief: „Kommt sehet einen Menschen, der mir gesagt hat alles was ich getan habe, daß ihr erfahret ob er nicht Christus sei?" Diese Halbheiden kamen und die Missionarin hat Werke für Gott getan, gerade wie jeder Christ Gelegenheit hat zu tun und auch tut, nach dem Wort des Herrn: „Wer an mich glaubet, der wird die Werke auch tun die ich tue; und wird Größere denn diese tun, denn ich gehe zum Vater." Lieber Christ, bist du ein Arbeiter? ein Missionsarbeiter?" —

— „Es wird behauptet," schreibt der Herausgeber eines russischen Kalenders vor vielen Jahren in demselben, „daß bald die Zeit kommt, wo man aufhören wird, mit Pferden zu fahren. In den großen Städten im Ausland, auch schon in Rußland, hat man solche Wagen, Kutschen und Omnibusse, welche ohne Pferde fahren. An diese Fuhrwerke sind kleine Maschinen angebracht, welche vermittelst Gas, Benzin oder Elektrizität die Räder drehen. Solch ein Fuhrwerk kommt jetzt noch teuer zu stehen, aber wenn alles in Rechnung genommen wird, kommt es doch billiger als ein paar Pferde und die Unterhaltung derselben. Aber es versteht sich von selbst, daß auch diese Fuhrwerke mit der Zeit billiger werden." — dieser Kalender erschien vor etwa 18 Jahren in Rußland. Automobile waren damals dort noch eine große Seltenheit und auch in andern Staaten noch nicht so häufig zu sehen wie heute. Die Vorhersage, daß sie mit der Zeit würden billiger werden, hat sich erfüllt, aber das Pferd haben sie bis heute noch nicht ganz verdrängen können, und es ist noch zweifelhaft, ob sie es je werden. Ob das Automobil billiger zu stehen kommt als ein Paar Pferde, wird immer davon abhängig bleiben, wie sich in der betreffenden Gegend die Preise für Pferdefutter und Betriebsmaterial der Automobile zu einander verhalten, sowie auch von der Art der Arbeit, die verlangt wird und den Bedingungen unter denen diese getan werden muß. Vielen Autobesitzern bringt ihre Maschine weniger ein, als es sie kostet, dieselbe in arbeitsfähigem Zustande zu erhalten; aber in gewissen Betrieben, wo Schnelligkeit und größere Handlichkeit eine Rolle spielen, ist es schon fast unentbehrlich geworden und hat dort das Pferd fast ganz verdrängt. Mit Bedauern sehen wir aber, daß die Möglichkeit, ihre Schnelligkeit sehr hoch zu steigern, oft mißbraucht wird zum Unglück der Besitzer selbst als auch fremder Personen, so daß aus einem nicht allzugroßen Umkreis fast wöchentlich,

wenn nicht gar täglich, von kleinern oder größern Unfällen durch Autos zu hören ist. Nicht allemal sind die Unfälle auf dieses zu schnelle Fahren zurückzuführen, auch nicht immer auf die Unachtsamkeit des betreffenden Führers; aber sehr oft ist dies doch der Fall, und weil die Autos nun einmal sozusagen vom Unglück verfolgt werden, sollte man durch allzu große Eile beim Fahren Unfälle nicht gerade zu heraufbeschwören. Nicht der ist der größte Held der am schnellsten fährt, sondern der, welcher am besten der Versuchung zum schnellen Fahren Widerstand leistet.

— Ueber einen Zwischenfall auf der Straßenbahn in einer katholischen Gegend berichtet ein Augenzeuge: „Neben mir saß ein Knabe von etwa acht Jahren mit einem kleinen Liederbuch in der Hand. Offenbar kam er auch von einer gottesdienstlichen Sonntagsfeier. Plötzlich brach der Kleine in lautes Jammerrufen aus: „Ich habe meinen Glauben verloren!" Die Mitreisenden stutzten und wußten nicht, was sie davon halten sollten. Ein ältlicher, freundlicher Herr fragte ihn: „Was hast du verloren?" „Meinen Glauben an Gott habe ich verloren," antwortete der Junge, sprang auf und wies auf einen weißen Zettel auf der Straße, den der Wind ihm entrissen hatte. In demselben Augenblick hielt der Wagenführer an. Im Nu war der Knabe unten und wieder zurück mit dem Zettel. Es war ein Kärtchen, auf dem mit goldenen Buchstaben stand: „Glaube an Gott!" — Nicht alle Erwachsenen sind so besorgt, ihren Glauben zu behalten oder, wenn sie ihn verloren haben, wiederzuerlangen wie dieser Knabe den seinen, der doch nur ein Stück Papier und nicht wirklich sein Glaube war. Andere dagegen machen viel Gerede von ihrem Glauben, obgleich sie in Wirklichkeit keinen solchen haben. Sie glauben wohl, daß sich alles so verhält, wie es in der Bibel steht, sprechen auch viel darüber; aber ihr Glaube reicht nicht soweit, daß er sie bewegt, ihr Leben und ihre Handlungen diesem Glauben gemäß einzurichten. Es geht ihnen damit so wie jenem Mann, der in einer „Versammlung im Interesse der Mission" sich gleich andern eifrig an der Debate beteiligte und wiederholt versicherte: „Wir tun noch lange nicht genug. Ich weiß es an mir selbst, daß ich hätte mehr geben sollen und auch können, wenn ich die Sache so ernst genommen hätte wie sie ist. Und wir müssen von nun an allen Ernst an den Tag legen und mit allen Mitteln die Mission unterstützen! —" der aber nachher als er von einem Besucher darauf aufmerksam gemacht wurde, daß man nach dem Gehörten auf reichliche Beiträge für die Mission rechnen müsse, antwortete: „Ja, wenn man aber schon getan hat, was man kann!" — Der Besucher entgegnete: „Wir haben ja gehört, daß wir bis jetzt noch nicht alles getan haben, was wir sollten und könnten," — Darauf antwortete er: „Nun ja, man fühlt dann so, daß man noch mehr geben sollte, sieht dann aber, daß man doch nicht kann." — Der Besucher sahe ein, daß es nur gegolten hatte, etwas zu sagen, was auf die Zuhörer Eindruck machen, und ihre Bewunderung erregen würde, aber nicht, Besserung zu veranlassen.

Aus Mennonitischen Kreisen.

J. M. Warkentin schreibt: „Ich will berichten, daß wir gesund sind und unsere Adresse geändert haben, nämlich von Dallas, Oregon, nach Hepburn, Saskatchewan. Möchten sich dies alle unsere Geschwister, Freunde und Bekannte merken. Mit Gruß verbleiben wir, J. M. und Helena Warkentin.

Adreßveränderungen.

John P. Stobbe, Langham, Saskatchewan, ferner: Borden, Saskatchewan.

Johann Toews, Wymark, ferner: Herbert, Saskatchewan.

Ein Wort an unsere Jugend.

Eltern und Freunde möchten diese Zeilen den jungen Leuten vorlesen, welche nicht lesen können; die nun selber lesen können, möchten die folgenden Zeilen beobachten.

Ihr jungen Leute wollt glückliche Menschen werden in dieser Welt. Ihr habt viele Pläne. Merkt auf die Worte eines Freundes der euch versteht. Der das nämliche Verlangen hatte und noch hat, und der durch Erfahrungen einige Antworten auf die Frage: Wie werde ich glücklich? gefunden hat. Hier sind einige Antworten: —

Erstens: Suche Jesum und sein Licht. Was immer die Welt und das Leben bieten können, dieser Freund der Seele kann mit nichts ersetzt werden. Jeder Versuch, glücklich zu sein ohne Jesum, ohne ruhiges Gewissen ohne Friede und Gewißheit des Heils, ist vergebliche Anstrengung und endet in Täuschung, Bitterkeit und oft Verzweifelung.

Zweitens: — Suche Bildung! Will nicht sagen Auszeichnung, aber notwendige Kenntnisse. Die Zukunft wird es auch lehren, daß die Kunst von Lesen und Schreiben euch oft zu Brot und Butter verhelfen und euch wertvoller sein wird als Gold und Silber. Man wird euch später die Türen vor den Nasen zuschließen, euch an die dreckigste Arbeit stellen weil ihr versäumt habt zu lernen, als ihr konntet. Benutzt den kommenden Winter nun alle zum lernen. Kommt zu unserer Schule, lernt schreiben, rechnen, lesen, Bibelkunde und singen. Wenn ihr nicht 5 Monate kommen könnt, kommt auf 4, 3, oder 2, jeder Tag in der Schule zählt. Die Ausgaben sind gering, schämt euch eurer Unwissenheit nicht, ihr werdet in uns Lehrern, Lehrer Fast, Lehrerin Balzer und Unterzeichneten Freunde finden. Kommt nicht für Spaß, dann bleibt lieber auf der Straße, aber kommt nur zum lernen. Erwachsene Personen dürfen nicht in den Kleinkinderklassen, wenn sie auch mit A-B-C anfangen müssen. Sehr, sehr schmerzlich müssen wir erfahren, daß wir Jünglinge und Jungfrauen haben in dieser Umgegend die nicht lesen können, Wie wollen solche Leute später als Männer und Frauen in der Welt als geachtete, nützliche, mithelfende Personen dastehen. Sie mögen erwachsen sein, aber bitte erlaubt mir es zu sagen, sie bleiben Kinder. Manche unserer lieben Väter hatten die Vorrechte nicht, die wir haben, sie bedauern es noch und wir lieben sie nicht weniger als andere. Aber ihr jungen Leute, habt in der Welt keine Entschuldigungen für eure spätere Klagen über Versäumnisse.

Drittens: — Sucht eine Lebensbestimmung Entscheidet euch für einen Lebensberuf. Jeder Beruf ist würdevoll der zum Wohle der Menschheit beiträgt. Wer alles werden will, wird nichts werden, und wer da nichts werden will, wird Alles nur nichts Gutes. Ein Ziel im Auge, dann ans Werk und erreicht ist's ein Leben wert. Ich schließe mit einem Gruß an Euch, ihr lieben Jünglinge und Jungfrauen. Vergeßt nicht das euer gegenwärtiges über euer zukünftiges Glück bestimmt.

Euer Freund,

Lehrer N. N. Siebert.
Unser Besucher.

Ein Besuch in Camp Lewis, American Lake, Wash.

Berichtet von H. J. Krehbiel,
Reedley, Kalif.

Da aus unserer Gemeinde 6, aus der Menn. Brüdergemeinde 2, und aus der Kleinsasser Gemeinde auch 2 junge Männer ausgehoben und ins Camp nach Washington gesandt wurden, waren ihre Eltern und wir sehr besorgt, wie es ihnen dort ergehen würde. Man meinte in einer Versammlung, welche in der Brüderkirche gehalten wurde, es sollten die Prediger hinreisen, um nachzusehn. Ich schlug vor, daß die Brüder Berg und Kleinsasser reisen sollten und ich würde dann Bruder Aeschliman telegraphisch benachrichtigen, daß er sie in Portland treffen sollte und mit ihnen gehn. Sie wünschten aber, daß ich mitgehe und unsere Gemeinde beschloß dann am Sonntag, daß ich mitreisen sollte, Wir reisten am 10. Oktober hier ab und kamen am Nachmittag des 12. in American Lake, Wash., an. Dies war vor einem Jahr ein Städtchen von 175 Einwohnern und nun sind 50,000 Menschen dort. Ein schrecklicher Anblick für einen Mennonitenprediger, über 40,000 junge Männer in Vorbereitung für den Krieg zu sehn. Wir gingen zu dem kleinen Hotel, aber das war längst überfüllt. Durch die Güte des Wirtes wurde uns ein Zimmer zur Verfügung gestellt, in welchem wir uns waschen und unsere Kleider wechseln konnten. Da wir nicht telephonische Verbindung mit dem Hauptquartier bekommen konnten, beschlossen wir, direkt dorthin zu gehn und womöglich bei dem Befehlshaber, Gen. H. A. Greene, eine Audienz zu bekommen. Ich

bezweifelte sehr, ob uns das gelingen würde, aber es gelang ohne Schwierigkeit über Erwarten u. die Audienz war vollständig befriedigend. Beim Eingang zum Hauptquartier wurden wir von einem Wächter angehalten, der frug nach unserem Begehren. Ich sagte ihm, in welcher Angelegenheit wir von Kalifornien gekommen seien und daß wir gerne Gen. Green sehen möchten.. Er gab zur Antwort, wir sollten eintreten und am dritten Pult unsere Sache vorlegen. Diesem Beamten sagte ich, warum wir gekommen und ob wir nicht Gen. Green auf einige Minuten sprechen könnten, Er sagte uns, wir sollten an der Tür von Nr. 5 anklopfen und nach Leutnant Welty fragen. Jetzt wollten die andern Brüder zurückbleiben, aber ich forderte sie auf, mitzugehen, was sie dann auch taten. Leutnant Welty war nicht zugegen in Office Nr. 5, aber ein anderer Beamte empfing uns und wir sagten ihm, weshalb wir gekommen seien. Er sagte, wir sollten ein wenig warten, ging in die Privatoffice des Generals und kam nach etlichen Minuten zurück und sagte uns: „The general will see you, step in." Ich trat zum Pult des Generals, gab ihm die Hand und stellte mich und die andern Brüder vor und nachdem er uns eingeladen hatte, zu sitzen, brachten wir unsere Sache vor und er antwortete: „Unsere Instruktionen von Washington sind, daß wir eure jungen Männer nicht zwingen sollen, die Uniform zu tragen oder an den militärische Uebungen teilzunehmen." Er erkundigte sich nach den Namen der Mennoniten im Lager, schrieb darunter einen Befehl, daß diese jungen Männer keine Uniform tragen, und keine militärischen Uebungen machen müssen. Diese Order wurde später auch in den Zeitungen veröffentlicht. Aber die Unteroffiziere wußten von solcher Instruktion von Washington oder von solcher Order bis zu jener Zeit nichts oder wollten nichts davon wissen, denn sie hatten unsere jungen Männer trotz dem Certifikat Nr. 174, welches sie vorzeigten schrecklich drangsaliert und gesucht, durch Spott und Drohungen sie zu bewegen, den Waffendienst anzunehmen.

Wir besuchten die jungen Männer noch an jenem Abend in ihren Baracken, wozu wir Erlaubnis hatten und freuten uns, daß sie standhaft geblieben waren und sagten ihnen, daß sie jetzt infolge der Order vom General einen leichteren Stand haben würden. Wir fuhren abends spät nach Tacoma und waren glücklich, daß wir die letzten leeren Zimmer in einem Hotel fanden. Am nächsten Abend hätten wir keine bekommen, da ein Fußballspiel am Samstag etwa 15,000 Fremde nach der Stadt brachte. Samstag nachmittag haben die Soldaten frei, deshalb gingen wir ins Lager und besuchten die Brüder. Auf Sonntag hatten sie Urlaub und wir luden sie ein, nach Tacoma zu kommen und mit uns den Gottesdienst zu besuchen. Sie kamen alle und ich zahlte die Auslagen für die 6 Brüder unserer Gemeinde und sagte ihnen, sie seien heute die Gäste ihrer Heimatsgemeinde zu Reedley, Kalif. Nachmittags besuchten wir kurz die Geschw. B. F. Welty und machte ich dort die Brüder bekannt, Am Montag reisten wir wieder der Heimat zu mit der befriedigenden Ueberzeugung, daß die Brüder im Lager sehr froh und dankbar waren für unsern Besuch und daß durch den Befehl des Generals ihre Lage sich mehr erträglich gestalten würde.

Nun wird aber berichtet, daß unter den 3000, die letzten Freitag von Camp Lewis in das Lager der National Guard bei San Diego versetzt wurden, auch unsere Brüder sich befinden.

Wenn das der Fall ist, dann müssen wir vielleicht auch dort vorstellig werden, damit unsern jungen Leuten das gewährt wird, wozu sie nach dem Gesetz berechtigt sind.

Chr. Bundesbote.

Das verlorene Herz.

Ich kannte einen Mann—so erzählt Spurgeon—der sein Herz verloren hatte. Seine Frau hatte es nicht, noch seine Kinder, und es schien, als ob er es selbst auch nicht hatte. Das ist wunderlich! sagst du. Nun siehe: er gönnte sich selbst das Essen nicht; oft litt er Hunger. Seine Kleider waren alt und zerrissen, alles um ihn mußte Hunger leiden Er schien kein Herz zu haben. Eine arme Frau schuldete ihm ein wenig Miete; er setzte sie auf die Straße. Er hatte kein Herz. Eine Person, welcher er eine Summe geliehen hatte, kam in Rückstand mit der Zahlung—ihre Kinder weinten um Brot. Der Mann aber fragte nicht darnach, wer vor Hunger weinte, und was aus den Kindern wurde. Er verlangte sein Geld. Er hatte eben kein Herz mehr. Ich konnte nie herausfinden, wo es war, bis ich eines Tages sein Haus besuchte und in demselben einen eisernen Schrank sah. Er stand hinter einer Tür in einem entlegenen Zimmer. Als er ihn mit einem schweren Schlüssel aufschloß, die starken Bolzen zurücksprangen, das Innere sich zeigte, da war da ein müßiges schimmliches Ding darin, so trocken und hart wie der Kern einer siebenjährigen Walnuß. Es war sein Herz.

Die Katze des Geldwechslers.

Es gab in ganz London unter all seinen Berufs- und Standesgenossen wohl kaum einen angeseheren Mann als Baron Philip Tredgold, Inhaber des großen Bankgeschäfts der Firma Smith, Sillery und Tredgold. Voll Unternehmungslust, ehrlich, rücksichtsvoll und freigebig gegen seine Untergebenen—so war er das Ideal dessen, was jeder Geschäftsmann sein sollte.

Seine Lebensgeschichte war das beste Zeugnis von seinem Charakter und seiner Tüchtigkeit. Aus lauter Barmherzigkeit hatte man ihn vor nunmehr vierzig Jahren ins Geschäft genommen. Er war damals ein etwa siebzehnjähriger, völlig mittelloser Bursche, und da er ein entfernter geringer Verwandter des Herrn Sillery war, glaubte dieser, dem armen Verwandten am besten dadurch fortzuhelfen, daß er ihm eine Stellung in der Kassierer Abteilung übergab. Es verging eine geraume Zeit, ehe die Tüchtigkeit und der Fleiß des Jünglings nach Verdienst gewürdigt wurden, bis er die Aufmerksamkeit des Herrn Smith, des Hauptchefs der Bank, auf sich zog, der ihn zu seinem Geheimsekretär ernannte. Von diesem Augenblick an stieg der junge Tredgold rasch. Das Vertrauen, das er von seiten des Prinzipals genoß, nahm mit jedem Tage zu, und als einige Jahre später Herrn Sillerys Gesundheit „wie man sagte, durch übermäßigen Genuß geistiger Getränke" so zusammenbrach, daß er sich von den geschäftlichen Angelegenheiten zurückziehen mußte, wurde seine Stelle dem jungen Tredgold übergeben. Bis dahin war die Hauptgeschäftsstelle im Wenstende Londons gewesen und hatte außerdem ein Zweiggeschäft in der City. Dieses kam jetzt unter Tredgolds Verwaltung und entfaltete sich unter seiner Leitung bald zum Hauptgeschäft der Firma. Als in späteren Jahren, durch Alter gezwungen, Herr Smith sich ganz vom Geschäft zurückzog, wurde Tredgold nicht nur die Verwaltung des ganzen übertragen, sondern er trat auch als Teilhaber mit ein. Seitdem hat die Bank stets an Wichtigkeit zugenommen und stand in so gutem Ruf, daß sie den Rang unter den größten und mächtigsten Privatgeschäften in London einnahm.

Der Mann, der sich selbst und seinem Geschäfte eine solche Stellung erworben, mußte selbstverständlich ein Mann mit klarem Kopf, entschlossen und praktisch sein. Und doch—es mag beinahe unglaublich klingen—war dieser Mann das Opfer einer Schwäche, so lächerlich, daß sich sogar ein Kind darüber hätte lustig machen können. Diese Schwäche bestand in einer unaussprechlichen, fast kindischen, wahnsinnigen Vorliebe, die er dem Andenken einer alten schwarzen Katze mit einem großen, weißen, halbmenschlichen Gesichte zollte.

Woher die Katze gekommen, konnte eigentlich niemand mit Gewißheit sagen. Alte vertraute Bekannte des später in den Adelstand erhobenen Baron Philip Tredgold wußten nur so viel zu sagen, daß die Katze, als der Besitzer ein noch verhältnismäßig junger, unverheirateter Mann gewesen, sein Lieblingstier geworden, aus welchem er sich außerordentlich viel gemacht habe. Nach seiner Verheiratung liebte er die Katze wie immer, und auch seine Kinder vermochten nicht, seine Liebe zu derselben zu vermindern. Ja, in den ersten Jahren ihres ehelichen Lebens pflegte nicht selten seine Gattin sich zu beklagen, daß ihrem Gatten mehr an der Katze gelegen sei, als an ihr und den Kindern zusammen. Nun, wie dem auch sein mag, die große Liebe des Hausherrn zu der Katze war nicht zu bezweifeln, und auch, als das Alter seinem Tier manche Schwäche und Gebrechlichkeit brachte, vermehrte sich seine Liebe anscheinend eher, als daß sie sich vermindert hätte. Das alte Tier war in Behandlung eines geschickten Katzenarztes, der täglich seine Patientin be-

suchte, und alles, was Wissenschaft und gute Pflege zu bieten vermochte, wurde angewandt mit solchem Erfolg, daß das Tier noch lange hätte leben können, wenn nicht schließlich ein Unfall seinem Leben ein Ende gemacht hätte.

Das ging so zu. Die kleine Marie war des Vaters Lieblingskind. Sie war ein eigenwilliges Kind, dazu durch und durch eifersüchtig. Hauptgegenstand ihrer Eifersucht war die alte Katze, die ihrer Meinung nach gar zu viel von der Liebe und Aufmerksamkeit des Vaters in Anspruch nahm. Ob durch dieses Gefühl beeinflußt oder ob es nur ein Unfall war, ist schwer zu sagen, aber genug, eines Tages, als der Vater im Geschäft war, setzte sich das Mädchen auf die Katze. Wie es bei der Altersschwäche derselben nicht anders zu erwarten war, waren die Folgen verhängnisvoll: ehe zwei Stunden verflossen waren, war sie tot. Frau Tredgold, den Zorn ihres Gattes fürchtend, hatte zwar den Katzenarzt herbeigerufen, aber alle angewandten Mittel verfehlten ihren Zweck. Gerade als der Hausherr heimkam, hauchte das alte Tier seinen letzten Atemzug aus.

Sogar von der toten Katze wollte der Besitzer sich nicht trennen. Er ließ sie ausstopfen und in einen Glasschrank in einem Privatszimmer stellen. Der Glasschrank stand auf einer Marmorsäule vor seinem Pult, so daß, wenn er schrieb, die Katze ihn beständig mit ihren großen, grauen Augen zu bewachen schien. Fremde, die ihn besuchten, waren erschreckt und verwundert ob dieser eigentümlichen Erscheinung, welche unter Kunden und dem Geschäftspersonal Veranlassung zu allerhand romanhaften Legenden hervorrief. Es wurde gemunkelt, Baron Philip streichle ungesehen das Tier aufs zärtlichste, rede mit ihm, ja, manche behaupteten sogar, er bete zu demselben. Wahr mochte an der ganzen Sache nur das sein, daß der Baron ebenso besorgt um Erhaltung der ausgestopften Katze war, wie ehedem um die Verlängerung ihres Lebens es gewesen war.

Mit seinem Alter nahm auch seine anscheinende Torheit zu. Als er zum Baron erhoben wurde, wählte er als Wappen eine schwarze Katze mit dem Motto: Fortunam dedi (auf deutsch: Ich habe Glück gebracht). In diesem Motto war sein fester Glaube ausgedrückt. Im Gespräch mit seinem Sohn Franz, der ihm als Geschäftsteilnehmer zur Seite stand, deutete er wiederholt daraufhin, daß die Katze die Gründerin ihres Familien- und Geschäftsglücks sei, und trug dem Sohne auf, nach seinem, des Vaters, Tode, sie in Ehren zu halten. Franz, der von dem Gemunkel über die sonderbare Liebhaberei des Vaters gehört und wenig davon erbaut war, zögerte sehr mit der Zusage, die Katze als zukünftiges Erbstück zu schätzen und zu verwahren. Dem Vater entging das Zögern nicht, er fühlte zugleich, daß unter den dem Sohne vorliegenden Verhältnissen er denselben nicht tadeln könne. Sollte Franz ein Herz für die Sache gewinnen, so mußte der Vater ihm anvertrauen, woher die Liebe zu der alten Katze ihren Ursprung habe, daß sie nicht ausschließlich das sei, was sie schien, nämlich ein krankhaftes Gefühl eines betagten Mannes. Trotzdem vergingen noch mehrere Jahre, ehe er sich entschließen konnte, dem Sohne das Geheimnis zu verraten.

Es war an einem kalten Novemberabend. Baron Philips Gebrechlichkeiten hatten beim Herrannahen des Winters sehr zugenommen. Er saß, nach allen Seiten vor Zug geschützt, vor einem hellauflodernden Feuer am Kamin; nur sein Sohn Franz saß bei ihm.

„Franz", fing der Vater plötzlich an, „ich werde keinen Sommer mehr erleben."

„O, Vater, sprich nicht so," erwiderte Franz überrascht und erschrocken. „Ich hoffe, du wirst noch manchen Winter und Sommer erleben."

„Du magst das hoffen, glaubst es aber nicht," fuhr der Baron fort. „Mit meinem Leben geht's zu Ende, Franz. Und ist dir die Geschichte meines Lebens bekannt?"

„Ja, Vater, und ich bin stolz darauf," war die Antwort.

„Ach Franz," versetzte der Vater traurig, „aber du weißt nicht alles. Ich denke, du solltest es wissen. Was ich dir mitzuteilen habe, mag nichts Empfehlenswertes für mich sein, es mag aber zur Erklärung einer anscheinend törichten, lächerlichen Zuneigung dienen."

Franz, nicht recht wissend, was darauf zu antworten, schwieg, der Vater aber fuhr nach kurzem Besinnen fort: „Du weißt, mein Sohn, unter welchen Verhältnissen ich in unsre Firma eintrat. Ich freute mich ja sehr, daß ich Beschäftigung gefunden obgleich das, was ich in den ersten fünf und sechs Jahren im Geschäft verdiente, das Brot der Bitterkeit und Demütigung war. Ich möchte keineswegs einem Verstorbenen Böses nachreden, aber um der Wahrheit willen muß ich es aussprechen, daß Sillery, der mir die Stelle verschaffte, zu den gemeinsten, brutalsten Menschen gehörte, mit denen ich je in Berührung gekommen bin. Wie er und Herr Smith zusammen gekommen waren und es fertig gebracht haben, so lange miteinander zu arbeiten, ist mir von jeher bis auf den heutigen Tag ein unauflösliches Rätsel geblieben. Wie Herr Smith einem nie auch nur ein hartes Wort sagte, so hatte hingegen Sillery seine Freude daran, seinen Untergebenen das Leben sauer zu machen. Da ich ihm verpflichtet, anderseits zu arm war, um meine Stelle aufzugeben, war ich beständig die Zielscheibe seiner Bosheit. Die Behandlung, welche dieser Mann mir wissentlich widerfahren ließ, ist noch heute so frisch in meinem Gedächtnis, wie sie vor fünfzig Jahren es war.

Fortsetzung folgt.

Eine Geschichte zum Nachdenken.

Vor einigen Jahren—so erzählt der „Säemann"— fiel in Leipzig ein Student, der Apotheker werden wollte, durchs Examen. Aus gekränktem Ehrgefühl suchte er die elterliche Wohnung nicht wieder auf, sondern beschloß, in die weite Welt zu gehen. Er kam nach Hamburg. Hier stürzte er sich mit dem Gelde, das ihm geblieben war, in den Strudel des Großstadtlebens, Er geriet in den Sumpf und sank immer tiefer. Zuletzt wurde er Karrenschieber.

So fanden ihn etwa zwei Jahre später zwei Hamburger Journalisten, die beruflich am Hafen zu tun hatten. Sie kamen mit ihm ins Gespräch und merkten, daß der verlottert aussehender Mensch einst bessere Tage gesehen hatte und über Bildung und Wissen verfügte. Sie entschlossen sich, den Entgleisten wieder auf die richtige Bahn zu bringen. Er wurde neu eingekleidet, und den Bemühungen des einen der Herren gelang es, den tief gesunkenen bei einer Hamburger Zeitung als Korrektor mit einem Monatsgehalt von 100 Mark unterzubringen.

Vier Jahre füllte er diesen Posten treulich aus. Dann wurde er krank, ging in ein Krankenhaus und starb daselbst. Die Leitung des Krankenhauses ermittelte die Adresse seiner Familie und teilte ihr seinen Tod mit. Zu seiner Beerdigung stellten sich drei Brüder ein, ein Offizier und zwei Gutsbesitzer. Und nun kam es heraus, daß schon vor sechs Jahren von der Familie für die Auffindung des Vermißten 5000 Mark ausgesetzt waren. Aber nirgends hatte man eine Spur von ihm entdeckt, da er sich nie polizeilich angemeldet hatte. Bald nach seinem damaligen Verschwinden war der Vater gestorben und dem unglücklichen Sohne war wie auch seinen Brüdern ein Vermögen von 200000 Mark vererbt worden. Von dem allem hatte er nichts gewußt, weil törichter Trotz und falsche Scham ihn von der Heimat fernhielten und er kein Lebenszeichen von sich gab. Er war reich, und doch versank er im Elend. Er führte zuletzt ein dürftiges, wenn auch erträgliches Leben, und er hätte es doch so gut haben können, wenn er heimgekehrt wäre.

Was ist nun das Nachdenkliche an diesem Leben? Gar manches, so kurz es auch hier erzählt ist. Es sei aber nur an eines erinnert: Wie viele Menschen, die im Examen oder sonst im Leben, sei es durch ein mißglücktes Geschäft oder eine verfehlte Freundschaft oder eine unglückliche Heirat oder sonst durch eigene oder fremde Schuld irgendwie so verletzt sind, daß sie nichts mehr vor sich bringen und im äußeren oder im inneren Elend verkommen, könnten noch glücklich werden und andere glücklich machen, wenn sie wüßten, daß im rechten Vaterhause ein Herz für sie schlägt, das Güter die Fülle hat, um auch dem verfehlten Leben noch Inhalt und Freude und Glück zu geben! Neben dem Wissen von diesem hohen, väterlichen Gut fehlt dann nur noch der Mut, umzukehren und den Besitz anzutreten. Sollte solch ein Verirrter oder Vergrämter dieses lesen, so bitte ich ihn herzlich, bei Lukas am fünfzehnten das weitere nachzulesen. Er wird sagen müssen: „Das ist mein Fall!" Aber dann gehe er auch hin und tue desgleichen.

Die Mütter.

Die meisten Menschen sind das, wozu ihre Mütter sie gemacht haben. Der Vater ist den ganzen Tag vom Hause weg und hat nicht halb den Einfluß auf die Kinder, den die Mutter hat. Eine Mutter hat darum große Verantwortlichkeit, ob sie auch die ärmste im Lande sein mag, denn sehr viel hängt von ihr ab, ob ihre Knaben und Mädchen schlecht oder gut werden. Wie der Gärtner, so der Garten; wie die Frau, so die Familie. Samuels Mutter machte ihm jedes Jahr einen kleinen Rock; aber sie hatte vorher sehr viel für ihn gethan: Samuel wäre nicht Samuel geworden, wenn Hanna nicht Hanna gewesen wäre. Wir werden nie ein besseres Geschlecht von Männern sehen, ehe die Mütter besser sind. Die Gnade liegt nicht im Blute, aber wir finden meist, daß Jünglinge wie Timotheus gottesfürchtige Mütter haben. — Kleine Kinder verursachen ihrer Mutter Kopfweh, aber wenn sie ihnen ihren eigenen Willen läßt, so werden sie ihr Herzweh verursachen, sobald sie zu großen Kindern heranwachsen. Thörichte Zärtlichkeit verdirbt viele, und Nichtbestrafung der Fehler verdirbt noch mehr. Gärten, die nie gejätet werden, erzeugen wenig, das des Einsammelns wert ist; nur begießen und nicht hacken, wird eine schlechte Ernte geben. Schwachherzige Mütter ziehen schwachherzige Kinder auf; sie schaden ihnen für's ganze Leben, weil sie fürchten, ihnen wehe zu tun, während sie jung sind. Seid in eure Kinder vernarrt, und ihr werdet Narren aus ihnen machen. Ihr könnt ein Kind so überzucken, daß es jedem zuwider ist. Die Jacken der Knaben haben dann und wann ein wenig Ausklopfen nötig, und die Kleider der Mädchen werden um so besser, wenn man sie gelegentlich abstäubt. Kinder ohne Züchtigung sind Felder ohne Pflügen. Nicht daß wir übertriebene Strenge wünschen; grausame Mütter sind gar keine Mütter; die, welche immer schlagen und tadeln, sollten selbst geschlagen werden. Gute Mütter sind ihren Kindern sehr teuer. Es ist keine Mutter in der Welt wie unsere eigene Mutter. Mein Freund Sanders sagte: „Der Hauch der Mutter tut so wohl!" Wenn fromme Frauen ihre Kleinen zum Heiland führen, so segnet der Herr Jesus nicht nur die Kinder, sondern auch ihre Mütter. Selig sind unter den Weibern, die ihre Söhne und Töchter in der Wahrheit wandeln sehen. Wer es für leicht hält, Kinder zu erziehen, hat nie eines gehabt.

Es ist klar: was für Fehler auch unsere Kinder haben, wir sind doch ihre Eltern und können nicht den Stamm tadeln, dem sie entsprossen. Wilde Gänse legen keine zahme Eier. Wenn wir schwarz sind, können wir unsere Sprößlinge nicht tadeln, weil sie dunkel sind. Laßt uns unser bestes an ihnen tun und den mächtigen Herrn bitten, Seine Hand an's Werk zu legen! Gebetskinder können zu Dankeskindern heranwachsen; Mütter, die vor Gott über ihre Söhne geweint haben, werden eines Tages ein neues Lied ihrethalben singen. Gott kann diejenigen zurechtbringen, die wir nicht bessern können, deshalb sollen Mütter nie an ihren Kindern verzweifeln, so lange sie leben . . . Verlorene Söhne mögen umherirren, aber sie sind niemals dem großen Vater aus dem Gesicht, selbst wenn sie auch „ferne von dannen" sind.

Laßt die Mütter streben, das Haus zum glücklichsten Ort der Welt zu machen. Wenn sie immer mäkeln und murren, so werden sie ihre Macht über die Kinder verlieren und die Knaben werden in Versuchung kommen, ihre Abende auswärts zuzubringen. Das Haus ist der beste Platz für Knaben und Männer, und eine gute Mutter ist die Seele des Hauses. Das Lächeln auf dem Gesichte der Mutter hat viele auf den rechten Pfad gelockt; die Furcht, eine Thräne in ihr Auge zu bringen, hat manchen Mann von bösen Wegen zurückgerufen. Der Knabe mag ein Herz von Eisen haben, aber seine Mutter kann ihn wie ein Magnet halten. Der Teufel rechnet nie darauf, daß ein Mann verloren sei, so lange er eine gute Mutter am Leben hat. O, Weib, groß ist deine Macht! Siehe zu, daß du sie für den brauchst, der an Seine Mutter selbst in den Kämpfen des Todes dachte.

Spurgeon.

Echte und falsche Philosophie.

In meiner früheren Gemeinde lebte ein blinder Rohrstuhlflechter. Er war ein scharfer Denker und hatte sich seine Weltanschauung selbst durchdacht. In seiner Welt gab es keinen Gott. „Wenn es einen Gott gäbe, dann wäre ich nicht blind geboren." Der Mann ging zwei Stunden weit nach Böhmen, um fertige Stühle abzuliefern und neue zu holen. Der Weg führte durch ein finsteres Tal mit holperichtem Waldweg. Er ging aber allein, barhäuptig, mit einem Stock in der Hand. Ich fragte ihn: „Fürchten Sie nicht, daß Ihnen etwas passiert, so allein auf unsichern Wegen?" Er sagte: „Ich fürchte mich nicht, es ist mir immer, als ob etwas mit mir ginge." Ich entgegnete ihm: „Es wäre doch besser, wenn Sie wie David beten könnten: ‚Ob ich schon wanderte im finstern Tal, fürchte ich kein Unglück, denn du bist bei mir.' " Er sahte nichts dazu, was er gedacht hat, weiß Gott allein. Der Mann hielt sich für einen Philosophen. Imanuel Kant sagt: „Psalm 23, 4 hat mich mehr getröstet als alle Bücher, die ich in meinem Leben gelesen habe."

Was hat die Welt zu hoffen, Wenn ihre Zeit verloffen? Nur Finsternis und Pein. Was hat ein Christ zu hoffen? Der Himmel steht ihm offen, Sein Trost, sein Licht wird Jesus sein.

Herr, segne mich mit diesem Gute,
Das du erwarbst mit Gottes-Blute
Für alle Welt an jenem Stamm;
So sing ich einst mit frohem Mute:
Heil, Macht und Segen sei dem Lamm!

Die Schutzimpfung gegen Kriegsseuchen.

Von Pro. H. Boruttau.

Während in den großen Kriegen früherer Zeiten, ja selbst noch im Deutsch-Französischen Krieg 1817—71, weit mehr Menschen den Krankheiten zum Opfer fielen als den Waffen, hat die Entwicklung der Bakterienkunde und der Ausbau der heutigen Hygiene geradezu umwälzend in dieser Hinsicht gewirkt, und in dem gegenwärtigen großen Ringen tritt die Mitwirkung von Seuchen an der Zahl der Todesopfer bis jetzt ganz zurück. Hier wirken in erster Linie die allgemeinen gesundheitlichen Maßregeln bei den Kämpfenden und hinter der Front, Schutzmaßregeln, die das Eindringen der krankmachenden kleinen Lebewesen in den menschlichen Körper überhaupt verhüten sollen, und welche die Wissenschaft aus der Erkenntnis der Lebensweise, der Art der Vermehrung und Uebertragung der winzigen Feinde schöpft. Aber gerade das Wesen des Krieges, des Lebens und Handelns im Felde macht vielfach diese Maßregeln und mit ihnen den Schutz gegen die Ansteckung als solche, die eigentliche Propylaxis, unmöglich. Zum Glück haben sich in den letzten Jahrzehnten Methoden, die es gestatten, die Wirkung der doch eindringenden Infektionserreger zu verhüten oder abzuschwächen, dank rastloser Forschtätigkeit in allen Kulturländern, heranbilden lassen. Zum Teil gelingt es durch sie, die bereits ausgebrochene Krankheit zu heilen, zum Teil, wenn sie angewandt wurden, bevor der Mensch angesteckt oder die Krankheitserscheinungen begonnen haben, deren Ausbruch zu verhindern. Die Anwendung letzterer Art wird im allgemeinen als Schutzimpfung bezeichnet, nach dem Vorbilde der nunmehr über ein Jahrhundert bewährten Pockenschutzimpfung, welche, seinerzeit auf reiner Erfahrung fußend, erdacht wurde — gegen eine Krankheit, deren Erreger, wahrscheinlich wegen ihrer dem Mikroskop entgehenden Kleinheit, auch heute noch nicht ganz sichergestellt sind.

Alle diese Methoden beruhen im wesentlichen darauf, daß der tierische und menschliche Organismus als solcher den Kampf mit den eingedrungenen Erregern aufnimmt und, wie die Fälle ohne ärztliche Hilfe zeigen, ihrer vielfach Herr wird. Die krankheiterregenden Kleinlebewesen bewirken Krankheit und Tod, indem sie sich im Körper vermehren. Zum Teil tun sie dies auf Kosten der Substanz der Organe, in die sie eindringen, die dabei krankhaft verändert und zerstört werden. Außerdem aber erzeugen sie giftige Stoffe, welche wie gewöhnliche chemische Gifte im Körper Funktionsstörung hervorrufen und in größeren Mengen töten. Der Körper wehrt sich, indem seine Zelle und Säfte (Blut und Lymphe) andere Stoffe erzeugen, die teils die eingedrungenen Krankheitserreger lähmen, an ihrer Vermehrung hindern und töten, teils die giftige Produkte derselben binden und als „Gegengifte" deren Wirkungen aufheben. Aufgabe der Wis-

senschaft ist es, diese natürlichen Heilvorgänge zu benutzen, sie heranzuziehen, um in größeren Mengen jene mikroorganismentötenden Stoffe und Gegengifte zu gewinnen und dem zu schützenden beziehungsweise bereits angesteckten oder erkrankten und zu heilenden Menschen einzuverleiben. Manches ist erreicht durch die sogenannten Heilsera. Einem passenden Tier werden die betreffenden Krankheitserreger beigebracht, derart, daß sie keine oder nur geringe Krankheitserscheinungen erzeugen, aber durch die Gegenwart der von ihnen erzeugten Giftstoffe im Blut dieses zur Erzeugung großer Mengen Gegengift veranlassen, welches mit dem Blutwasser (Serum) entnommen, aufbewahrt und nach Bedarf angewendet werden kann. So wird seit Jahren mit Erfolg einer der schlimmsten Würgenengel der Kinder, die Diphtherie, durch das Diphtherieheilserum erfolgreich bekämpft, und durch Anwendung desselben rechtzeitig vor der Erkrankung oder in deren allerersten Stadium könnte noch mehr erreicht werden.

Ein Heilserum wird in entsprechender Weise gewonnen gegen eine der schlimmsten Wundinfektionskrankheiten, die seit jeher eine Geißel der Kriegsverletzten gewesen ist und leider in dem gegnwärtigen Krieg häufig auftritt, nämlich den Wundstarrkrampf. Dieser wird durch Bakterien erzeugt, die im Miste der Huftiere und in der von ihm durchsetzten Acker- und Gartenerde stets vorhanden sind; gelangt solche als Verunreinigung in die Wunde, so kann durch die Vermehrung und das besondere Gift der Bakterien jene schreckliche, in der Mehrzahl der Fälle unter Qualen zum Tode führende Krankheit ausbrechen, und solche Verunreinigung ist bei den durch Artilleriegeschosse erzeugten ausgedehnten Wunden besonders häufig. Leider hat es sich gezeigt, daß es durch Starrkrampfserum selten gelingt, den Krankheitsverlauf zu mildern, wenn solches nach Ausbruch der Krankheit eingespritzt wird; es muß dies vielmehr alsbald nach der Verwundung geschehen, wodurch der Ausbruch der Krankheit trotz der eingedrungenen Bakterien verhindert wird, und man kann hier eher von einer Art Schutz- als von wirklichem „Heil"-Serum reden.

Die hier nicht zu erörternden besonderen Eigenschaften der Erreger gewisser Infektionskrankheiten bringen es mit sich, daß Heilung und Schutz auf dem Wege der Serumgewinnung nicht möglich ist. Trotzdem erwies es sich als möglich, den zu schützenden Menschen „ansteckungs- oder giftfest," „immun" zu machen. Bei den Infektionskrankheiten, deren Ueberstehen gegen erneute Erkrankung schützt, genügt hierzu vielfach das Ueberstehen einer ganz leichten Erkrankungsform, wie sie durch in ihrer Lebensfähigkeit geschwächte Erreger bedingt ist; Versuche haben weiterhin gezeigt, daß letztere durch Erhitzen auf ganz bestimmte Temperaturen abgetötet werden, wobei jedoch die in ihnen enthaltenen Stoffe nach wie vor bewirken, daß der Organismus, in dessen Säfte sie eingebracht werden, genügende Mengen Gegengift erzeugt, um vor Erkrankung infolge Ansteckung mit lebenden Erregern derselben Art geschützt zu sein!

Dementsprechend ist die Schutzimpfung gegen Unterleibstyphus heute so vervollkommnet, daß sie bei den Heeren der jetzt kämpfenden Völker ziemlich allgemein vorgenommen wird und in der Tat die Verbreitung dieser Krankheit, die noch im Kriege 1870—71 viele Tausende dahingerafft hat, aufs wirksamste eingedämmt hat. Aus geeignetem Material von Typhuskranken durch das übliche Verfahren der Bakteriologen gewonnene „Reinkulturen" von Typhusbazillen werden auf der Oberfläche von erstarrtem Agar-Agar (einer Gallerte) in zuvor durch Hitze keimfrei gemachten Schalen ausgestrichen, und die Bazillen vermehren sich, während der nächsten vierundzwanzig Stunden im Brutschrank bei Körperwärme gehalten, ganz gewaltig unter teilweisem Aufzehren ihres „Nährbodens." Durch fünfviertelbis anderthalbstündige Erhitzung der Mischung der Bazillen mit Kochsalzlösung in einem Wasserbad werden diese abgetötet; durch Brütversuche vergewissert man sich dessen, daß sie sicher nicht mehr leben und sich vermehren. Mittels Zählung unter dem Mikroskop verdünnt man die Aufschwemmung so, daß der fertige Impfstoff 1000 Millionen beziehungsweise 2000 Millionen Bazillen im Kubikzentimeter enthält. Vom ersteren wird erst ein, dann zwei und zuletzt noch ein Kubikzentimeter des stärkeren in mehrtägigem Abstand dem zu schützenden Menschen unter die Brusthaut gespritzt. Der Schutz währt mehrere Monate.

Ein ganz entsprechendes Vorgehen liefert auch Impfstoff gegen Cholera. Von beiden Seuchen dürfen wir getrost annehmen, daß ihre Einschleppung und Verbreitung, wie lange auch der Krieg währen mag, mit Sicherheit verhindert werden wird. Serumbehandlung und Schutzimpfung gegen Pest sind übrigens, wenngleich bis jetzt mit nur teilweisem Erfolg, bei ostasiatischen Seuchenausbrüchen versucht worden.

Keiner derartigen Bekämpfung auf bakteriologischer Grundlage ist bis jetzt eine in Mitteleuropa in Friedenszeiten selten gewordene Seuche zugänglich, die dieser Krieg unglücklicherweise wieder aufleben ließ — das Fleckfieber. Ihren Erreger kennen wir nicht, haben uns aber heute davon überzeugt, daß er ausschließlich durch Kleiderläuse verbreitet wird, mit denen im Osten viele Menschen behaftet sind. Der Schutz vor dem Flecktyphus deckt sich also mit der nicht immer leichten Bekämpfung dieses Ungeziefers.

Kurz: Wir haben über die Entstehung und Bekämpfung der Kriegsseuchen in Theorie und Praxis so viel gelernt, daß wir sie kaum noch zu fürchten brauchen.

Ill. Staatsz.

Mich reut kein Spruch, den schonend ich gesprochen,
Wie man den Bruder auf der Wage wog,
Und Honig fand, da Gift ein andrer sog.
Wo ich gehofft, da ihr den Stab gebrochen,

Und war zu mild mein Spruch, zu kühn mein Hoffen,
Im Himmel sitzet, der mein Richter ist,
Auch mir bleibt nur ein Gnadenpförtlein offen,
Es reut mich nicht.

Lake Charles, La. Oct. 18. 1917.

Payne Investment Co.

Omaha, Neb.

Gentlemen: — Am letzten Februar kaufte ich von Ihnen 136. a. des Prarie Farm Land Tracts zu $35. per a. mit den regulären Bedingungen — $10, baar per a. Rest in einem bis zehn Jahren.

Das obige Stück Land gehört zu einem der hügelichsten Stücke der ganzen Strecke, doch es war nahe meines Heims wo ich 25 Jahre nun gewohnt u. ich wollte es haben.

Ich bestellte 62 Acres in Reis. Ich habe den Reis gedroschen und ihn für die Summe von $6,800.00 verkauft.

Ich schreibe Ihnen dieses, um Sie zu benachrichtigen, mir die Papiere auszumachen, da ich alles baar auszahlen will; mein Termin läuft dazu aus am letzten November. In andern Worten: Die 62 Acres haben genug gebracht, um für die gesamten 136 Acres zu bezahlen, dazu die Wasserrente und ein nettes Stückchen Geld obendrein.

Achtungsvoll,
George Linksweiler,

Werte Leser!

Obiger Brief ist eine Kopie und spricht für sich selbst. Mr. Linksweiler eignet neben uns über 1000 Acres, eignet ein prächtiges Heim darauf und, wie hunderte seiner Kollegen, ist glücklich und zufrieden, also die Idee, daß Reisbau ungesund am Golf (wo die Golfbriese nicht trifft) müssen wir uns aus dem Kopf schlagen. Mehr und mehr zieht man nun auch andere Früchte wie Roggen, Gerste, Hafer, auch Weizen. Corn und Baumwolle nebst Zuckerrohr nicht zu vergessen, und alles bringt viel. Auch wird es bald nicht mehr so einsam bei uns sein; nächste Woche ziehen wieder fünf Familien von Kansas, und so kommen sie von Ost und West, Nord und Süd zu uns, und meistens, soweit, Mennoniten. Wer nun nicht sogleich hinziehen kann, doch später vielleicht, kann ja sein Land verrenten, und einige Mennoniten haben aus der Rente in diesem Jahr beinahe ihr Land bezahlt.

Ich möchte nun den Freunden mitteilen, daß ich mit dem 6. November, dem Datum unserer nächsten Excursion, eine Office einrichten werde im Lake Charles Hotel unter dem Nemen Baltimore Investment Co. Dort wird man stets unsern Vertreter, einen ältern erfahrenen Deutschen, treffen, und Briefe, an diese Company adressiert, werden prompt beantwortet werden. Meine zwei Kollegen und ich eignen nun dort über 3000 Acres, haben bereits nahe an $10,000.00 in unsere Farmen in Form von Investments hineingesteckt und werden weitere Tausende spenden in der Herstellung erstens einer Stadt inmitten der Strecke, wo Freunde fünf und zehn Acre-Plätze kaufen können, die wir, wenn gewünscht, bepflanzen wollen usw. usw. Meine Kollegen sind bedeutende Banker, Farmer usw. verfügen über das nötige Kapital; also, wir meinen es gut mit der Sache.

Meine Familie wird nach dem Schulschluß dort wohnen, so Gott will.

Also die Excursionen finden am letzten und dritten Dienstag im Monat statt.

J. H. Penner.

Beatrice, Nebraska.

Die National-Nahrungsmittel-Administration half 1,500 Cars Vieh transportiren.

Die Eisenbahncommission von Texas hat im Namen der Commission und der Viehzüchter von Texas und der Bevölkerung des Staates im allgemeinen ein Dankesschreiben an die Nahrungsmitteladministration unseres Landes gesandt für die Hilfeleistung bei der Beförderung von rund 1,500 Cars Vieh. Das transportirte Vieh befand sich in von der Dürre schwer heimgesuchten Distrikten und wurde nach Gegenden überführt, wo es Futter und Wasser gab.

Die Lebensmitteladministration wurde davon benachrichtig, daß es stellenweise in Texas trockener sei als seit vielen Jahren zuvor in der Geschichte des Staates, und daß das Vieh zu grunde gehe wegen Mangels an Futter und Wasser. Schon nach Verlaufe von 48 Stunden nachdem der Appel die Nahrungsmitteladministration erreicht hatte, waren Viehwagen auf dem Wege nach dem fernen Westen.

Am schlimmsten waren die Zustände entlang der Texas und Pacific und der Kansas City, Mexico & Orient-Bahn, jedoch waren diese Bahnen nicht im stande, genügend Frachtwagen für den Viehtransport zu beschaffen. In einem amtlichen Schreiben über die Zustände berichtete ein Frachtbeamter der Orient-Bahn: „Es ist unsere Ansicht, daß wir jetzt mehr Häute von krepirtem Vieh verschicken als lebendes Vieh."

Edward Chambers, der Vorsteher, und F. S. Brook, der Assistent der Transport-Division des Nahrungsmittel-Administration übernahmen die Sache und erlangten im Osten des Landes Frachtwagen, um dieselben nach den schwer betroffenen Districten zu senden. Die Pennsylvania-, die Wabash-, die C. B. & O. und die Missouri-Pacific-Linien lieferten die ersten 875 Cars, von denen die meisten aus Pennsylvania kamen, Eine zweite Sendung erwies sich als nothwendig, von dieser lieferte die Chicago & Northwestern 100 Cars, die Chicago, Milwaukee & St. Paul 100, und die El Paso & Southwestern 150, nebstdem wurden noch Cars von anderen Bahngesellschaften erlangt. Die Cars wurden ungefähr gleichmäßig vertheilt in Territorien der Texas & Pacific und der Orientbahn. Es wurden im ganzen ungefähr 1,500 Cars von nothleidendem Vieh fortgeschaft und in andere Gegenden gebracht, wo Futter und Wasser erhältlich waren.

Die Nahrungsmittel-Administration wurde seitens der „National Car Service Association nach besten Kräften unterstützte,

„Die Lage war wirklich schlimm," schreibt die Eisenbahn-Commission von Texas in einem Bericht, der von allen ihren Mitgliedern unterzeichnet wurde, und bedrohte nicht nur die Viehzucht und Versendungsindustrie dieses Staates, sondern auch den Nahrungsmittel Vorrath der Nation. Ehe der Apell an Sie gerichtet wurde, war ein kritisches Stadium erreicht, und es erwiese sich als absolut nothwendig, Hilfe von außerhalb des Staates zu erlangen, und wir freuen uns, daß Sie die Nothwendigkeit unseres Appelles erkannten. —

— Aus dem „Landman" Milwaukee, Ill.

Der Sonntag.

In Fr. Bauns „Zitatenschatz" finden sich treffende Aussprüche von allerhand Leuten über den Sonntag, darunter auch einer von dem Gottesleugner Voltaire, der also lautet: „Ich verzweifle an der Vernichtung des Christentums, solange die Christen einen Tag unter den sieben haben, an dem sie ihre Lehre ausbreiten können." — Der französische Sozialist Proudhon sagt: „Lieber will ich an eine unmittelbare Offenbarung Gottes glauben, als die Entstehung des Sonntags dem Zufalle zuschreiben." — Luther spricht „Das ist der Unterschied zwischen Tier und Mensch, daß dieser auch ein Sonntagskleid hat." — „Eine Reise auf dürrer, staubiger Landstraße" nennt Ahlfeld das Menschenleben, wenn man den Sonntag und Gottesdienst verachtet. „Die lieben Sonntage sind Gottes Gasthäuser und Einkehren an der Heerstraße. Ohne sie muß man unterwegs verschmachten und verkommen." — „Wenn dem Volke der Sonntag nicht meh: heilig ist, dann ist ihm überhaupt nichts mehr heilig," so Prälat Hauber. — Rosegger: Die Wochentage kommen mir vor wie eine rauchgeschwärzte Kammer; der Sonntag ist das helle Fensterlein, durch das man hinausgucken kann in die weite Welt, ja sogar ein wenig in die Ewigkeit hinein." — Und schließlich Frommel: „Wer sich am Sonntag vergreift, der vergreift sich an der Gemeinschaft der Heiligen." — Es ist ein Schmerz, wenn mann sieht, wie sich heute so vielfach unheilige Hände und Herzen am lieben Sonntag vergreifen. In unseren Großstädten sind die Vergnügungslokale bis auf den letzten Platz gefüllt, — wie spärlich hingegen ist der Kirchenbesuch! Ein Zeitungsbericht sagt, daß am Sonntagabend an Bord des „Titanic" der Champagner in Strömen geflossen sei, nach dem Bericht eines Augenzeugen. Das Mahl sei eins der prunkvollsten gewesen — es sollte eins sein, wie es noch niemals an Bord eines Dampfers eingenommen wurde. Auf das lustige Mahl folgte ein Ball. Und dann die Katastrophe. — Nicht nur in dem Bibelbuche steht uns vieles zur Warnung geschrieben, sondern auch in den Tagesblättern. „Wer es lieset, der merke darauf."

Erzählung.

Lux Crucis.

(Fortsetzung.)

„Seit ich euch beide gestern nacht gehört habe, befinde ich mich in seltsamer Unruhe, lieber Paulus," hob er an. „Ich muß übrigens gestehen, daß mich das, was ich gestern wieder gehört habe, auch schon früher sehr beunruhigt hat. Wie du wohl weißt, habe ich mit dir schon vor einiger Zeit über den neuen Glauben, dem du anhängst, geredet, und auch mit der Fürstin Berenike habe ich darüber gesprochen. Durch diese Frau bin ich gestern in eure Versammlung geführt worden. Schon lange hätte sie gerne einer solchen angewohnt, und als einer meiner Späher mir die Nachricht brachte, diese Versammlung werde jede Nacht auf dem Begräbnisplatz jenseits des Tibers abgehalten, erzählte ich ihr das, und sie bat mich, mit ihr hinzugehen. Die Worte, die der große Paulus gesprochen hat, haben mich sehr erregt; noch tiefer aber ist der Eindruck gewesen, als mir Berenike später ausführlicher, als ich sie je vorher gehört hatte, von den Dingen erzählte, die sie auf der Reise von Cäsarea nach Rom von dir erfahren hatte. Die tiefe Bedeutung dieser Dinge hat sich Berenike jedoch lange nicht so klar gemacht wie ich. Nun habe ich mich sehr gesehnt, Petrus noch einmal zu sehen und mit euch beiden über diesen neuen Glauben zu reden, damit mein Herz wieder Ruhe finde. Ich bin überzeugt, ich werde in euren Lehren Trugschlüsse genug finden, so daß sie mir meinen Frieden in Zukunft nicht mehr stören werden."

„Edler Brabano," lautete die Antwort des Paulus, „dein Seelenzustand unterscheidet sich nicht wesentlich von dem unseres Lucius oder irgend eines andern, mit dem ich je seit Beginn meiner Arbeit gesprochen habe. Trugschlüsse wirst du in meiner Lehre keine finden, wohl aber Frieden des Herzens. Daß du durch unsere Lehre beunruhigt worden bist, freut mich sehr; und ich weiß gewiß, diese Unruhe wird dir zum Segen gereichen."

„Die Gnade Gottes sie mit dir," sagte Petrus feierlich und hob segnend die Hände auf, „jetzt und in alle Ewigkeit."

Bei diesen Worten zitterte Brabano; fest schaute er in das ehrwürdige Greisenantlitz, und seine Augen wurden feucht.

„Ich weiß gar nicht, was das für Gefühle sind, die sich jetzt in mir regen," sagte er. „Mir ist höchst seltsam zumute, und ich hielt mich zuerst für krank. Aber mein Körper ist gesund, und ich weiß wohl, daß die Ursache meines Leidens im Gemüte sitzt — daß die Worte, die gestern nacht gesprochen worden sind, die Unruhe verursacht haben — die Worte, durch die mir aller Schlaf verscheucht worden ist. Seit ich sie gehört habe, finde ich keine Ruhe mehr."

„Sei getrost," sagte Petrus. „Durch diese Worte wirst du in Ewigkeit Ruhe finden."

Langsam senkte Brabano den Kopf und kreuzte seine Hände auf der Brust; mit tiefer Bewegung sahen Lucius und Fabian ihn an, als sie bemerkten wie ergriffen er war. Sehr ernst, ruhig und gemessen war sonst immer die Haltung des Arztes, aber nun sahen die Freunde voll Verwunderung, daß er sich jetzt hatte rühren lassen wie ein Kind. In Scheu und Ehrfurcht saßen sie da und hörten dem Gespräch zu.

„Eine seltsame Veränderung geht in mir vor," nahm Brabano von neuem das Wort. „Kaum kenne ich mich selbst wieder. Neue Gedanken steigen in mir auf, neue Ziele schweben mir vor den Augen, und ich fühle mich ganz in Verwirrung gesetzt."

„Wieso?" fragte der Apostel.

„Diese neuen Gedanken greifen störend in all meine Pläne ein," erwiderte der stolze Mann mit gerunzelter Stirne.

„Durchkreuzen sie deine früheren Hoffnungen?" fragte der Apostel.

„Ja, wahrlich, das tun sie!" sagte Brabano und sah dabei fest in das ernste Angesicht des Apostels. „Vergebens suche ich nach einer Vermittlung zwischen meinem alten Selbst und meinem Gewissen: aber mein Innerstes widerstrebt, es sträubt sich dagegen und lehnt jede Vermittlung ab."

Paulus lächelte und fragte:

„Was bist du bereit, aufzugeben?"

„Nichts!" rief Brabano leidenschaftlich. „Zorn ist es, was ich fühle gegen dich, gegen deinen Glauben, gegen mich selbst — einen Zorn, den dieser neue Geist in mir tadelt, dieser Geist, der meine alten Pläne und Absichten zunichte machen will. Ich weiß mir keine Hilfe, und deshalb habe ich dich und Petrus zu sprechen gesucht."

„Ersetze jene alten Ziele durch neue Vorsätze und edlere Pläne," sagte Paulus eindringlich. „Nicht Befriedigung des Ehrgeizes, sondern Glück ist es, was das Herz fordert — Glück, aber nicht das Glück dieser Welt. Diene Gott!"

„Auf welche Weise?" In der Stimme des sonst so willensstarken Mannes lag tiefe Sehnsucht und bange Erwartung.

„Weihe dein ganzes Leben seiner Erkenntnis und der seines Wortes! Was ist aller Ehrgeiz ohne die Hoffnung auf ein Jenseits? Was ist alles sinnliche Glück dieser Welt?"

„Beantworte du selbst deine Fragen," erwiderte Brabano fast feindselig. „Du bist der Lehrer."

„Nein, Christus ist der Lehrer," lautete die sanfte Antwort. „Am Grabe muß aller Ehrgeiz unwiderruflich haltmachen, und flüchtig ist alles irdische Glück der Menschen. Nur die Glückseligkeit der Seele ist von Dauer und reicht bis übers Grab hinaus."

„Längst habe auch ich das empfunden," sagte Brabano nach einer stummen Pause. „Gleich als ich zuerst von diesen Lehren hörte, leuchtete mir das ein. Aus unwiderstehlichem innerem Drang, nicht aus freiem Willen, habe ich mehr und mehr darüber nachgedacht. Oft habe ich versucht, diese Gedanken beiseite zu schieben, aber ohne jeden Erfolg, denn tief im Herzen erkannte ich ihre Wahrheit."

„Fahre fort!" sagte Paulus, als Brabano jetzt schwieg.

„Ich habe nichts mehr hinzuzufügen. Ich fühle mich gedemütigt, ja fast vernichtet."

„Du bist ergriffen und begeistert. Die Zeit deiner Erlösung ist nahe!"

„Ja," erwiderte der Arzt langsam. „Mein Herz muß von dieser Last befreit werden. Länger vermag ich nicht zu widerstreben. Gestern nacht habe ich von neuem die Geschichte von der Geburt, dem Leben und dem Sterben deines Herrn vernommen, von seinen Taten und Werken während seines Erdenlebens, und auch das, was er gelehrt hat: Selig sind, die da geistlich arm sind, und das allerwunderbarste Gebot: Liebe deine Feinde und tu wohl denen, die dich hassen! Woher stammen solche Lehren in dieser Zeit, wo Rom die Herrschaft führt, unter allen den Ausschweifungen und dem Blutvergießen in dieser Welt? Nirgends habe ich je sol-

che Gebote gehört, niemals selbst solche Gedanken gehabt. Den Mühseligen und Beladenen hat er aufgeholfen, die Gewaltigen hat er strenge zurechtgewiesen, und voll Barmherzigkeit hat er den Gefallenen zugerufen: Gehet hin und sündiget hinfort nicht mehr! — Herr, ich glaube, hilf meinem Unglauben!"

Mit diesen Worten sank Brabano auf die Knie und erhob demütig den Blick zum Himmel. Mit leuchtenden Augen sah ihn Paulus an, während Petrus mit andächtig gesenktem Haupt die Lippen in stillem Gebet bewegte.

Fabian ergriff die Hand seines Oheims, beide freuten sich innig über diesen neuen Beweis der rettenden Gnade, die sie jetzt gemeinsam mit diesem stolzen und nun so gebeugten Mann bekannten und anerkannten.

„Werden auch mir meine Sünden vergeben?" fragte Brabano. „Bin denn ich, der ich mit Bitterkeit und Hochmut, mit Ruhmsucht und grenzenlosem Ehrgeiz erfüllt war, auch noch würdig, dem demütigen Nazarener, der der Sohn des lebendigen Gottes ist, nachzufolgen?"

„Wenn eure Sünde gleich blutrot ist, soll sie doch schneeweiß werden, und wenn sie gleich ist wie Rosinfarbe, soll sie doch wie Wolle werden! lautet die Verheißung des Herrn," antwortete der Jünger.

„Taufe mich auf diesen Glauben!" bat Brabano.

„Und mich auch!" stimmte Lucius mit ein und auch Fabian wiederholte diese Worte.

„Da du an Jesus Christus glaubst, will ich es gerne tun."

Brabano erhob sich von den Knien und nahm seinen vorigen Sitz wieder ein. Seine Züge waren ruhig geworden, und er hatte seine Fassung wiedererlangt. Aber auf seinem Gesicht lag ein Ausdruck, den Lucius und Fabian noch nie zuvor dort gesehen hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Ein wunderlicher Säemann.

Im fernen Westen von Amerika lebte ein seltsamer Mann, der ursprünglich Jonathan Chapman hieß. Daß ihn später kein Mensch mehr unter diesem Namen kannte, weil er bei Alt und Jung, in allen Ansiedlungen von Ohio und Indiana „Hans Apfelkern" genannt wurde, kam so: Jahraus, jahrein durchstreifte er in einem wunderlichen Aufzug — ein alter Kaffeesack war sein Rock, sein Hut ein Pappdeckel — die Wälder. Er trug stets Säcke mit Aepfelkernen gefüllt bei sich und säte davon in allen fruchtbaren Ebenen, die er durchwanderte.

So trieb er's fünfzig Jahre lang fort, bis sich öde Flächen in lustige Obstgärten verwandelt hatten und der Name „Hans Apfelkern," zuvor ein Spottname, zu einem Ehrennamen geworden war. Was säest du? Gutes oder Böses.

Jede Sünde, die wir nicht bekennen, hat Gewalt über uns; aber Gott macht uns zu Siegern über die Sünde, die wir heilsverlangend bekennen.